

EULENFISCH Literatur



Bibel

- 5

Thomas Hieke / Konrad Huber (Hg.)
Bibel um-gehen
Provokative und irritierende
Texte der Bibel erklärt
Christoph Rösel
- 6

Peter Schäfer
Die Schlange war klug
Jochen Ring
- 8

Barbara Janz-Spaeth /
Hildegard König / Claudia Sticher
Zeigt Euch! 21 Porträts
namenloser Frauen in der Bibel
Friederike Eichhorn-Rommel
- 10

Rüdiger Haude
Als Adam grub und Eva spann
Herrschaftsfeindschaft in der
Hebräischen Bibel
Rita Müller-Fieberg
- 12

Holger Gzella
Aramäisch
Weltsprache des Altertums
Rainer Schwindt
- 14

Kathrin Gies
Anthropologie des Alten
Testaments
Bernhard Klinger
- 16

Ursula Ulrike Kaiser
Neutestamentliche Exegese
kompakt
Manuel Bonimeier
- 18

Sandra Huebenthal
Gedächtnistheorie und Neues
Testament
Andrew Bowden
- 20

Thomas Söding
Das Evangelium nach Markus
Sandra Huebenthal
- 22

Hans-Georg Gradl
Die Offenbarung des Johannes
Manuel Bonimeier

Kirche

- 25

Elmar Salmann (Hg.)
Die Regel Benedikts als fremder
Gast
Vier Lesarten
Gotthard Fuchs

- 26

Marcel Albert (Hg.)
Handbuch der benediktinischen
Ordensgeschichte Band 1: Von den
Anfängen bis ins 14. Jahrhundert
Michael Pfister
- 28

Alois Prinz
Franz von Assisi
Tierschützer, Minimalist und
Friedensstifter
Michaela Bill-Mrziglod
- 30

Franz-Xaver Kaufmann
Katholische Kirchenkritik
Günter Nagel
- 32

Thomas Großbölting
Die schuldigen Hirten
Geschichte des sexuellen Miss-
brauchs in der katholischen Kirche
Martin Belz
- 34

Carmen Roll, Christoph Kürzeder,
Steffen Mensch, Marc-Aeilko Aris (Hg.)
Verdammte Lust!
Kirche. Körper. Kunst.
- 34

Katalog
- 36

Essay
Stefan Scholz
- 38

Michael Blume
Rückzug oder Kreuzzug?
Die Krise des Christentums und die
Gefahr des Fundamentalismus
Alexander Schüller
- 42

Gesine Schwan
Warum ich die Hoffnung nicht
aufgebe
Ein Gespräch mit Holger Zaborowski
Dagmar Mensink

Kunst / Literatur

- 45

Helga Schubert
Der heutige Tag
Ein Stundenbuch der Liebe
Rita Anna Tüpper
- 48

Kathrin Müller
Das Kreuz
Eine Objektgeschichte des
bekannten Symbols von der
Spätantike bis zur Neuzeit
Gustav Schmiz

- 50

Stephanie Höllinger /
Stephan Goertz
Sebastian
Märtyrer – Pestheiliger – Queere
Ikone
Rüdiger Kaldewey
- 52

Antonia Gottwald /
Holger Zaborowski (Hrsg.)
Hans Kock
Skulptur und Raum
Thomas Menges
- 54

Holger Brülls
Reise ins Licht
Glasmalerei in Sachsen-Anhalt
vom Expressionismus bis zur
Gegenwart
Thomas Menges
- 56

Henning Wagenbreth (Hg.)
Bilder schreiben, Wörter zeichnen
Cornelia Steinfeld

Philosophie / Ethik

- 59

Otfried Höffe
Ist Gott demokratisch?
Zum Verhältnis von Demokratie
und Religion
Rita Anna Tüpper
- 62

Paul Kirchhof
Religion und Glaube als Grundlage
einer freien Gesellschaft
Olaf Schmitt
- 64

Volker Reinhardt
Montaigne
Philosophie in Zeiten des Krieges
Eine Biographie
Markus Krienke
- 68

Walter Baier
Marxismus
Geschichte und Themen einer
politischen Theorie
Bruno Kern
- 70

Sigmund Freud
Der Mann Moses und die
monotheistische Religion
Jakob Mertesacker

- 72

Etty Hillesum
Ich will die Chronistin dieser Zeit
werden
Sämtliche Tagebücher und Briefe
1941-1943
Gotthard Fuchs
- 74

Dieter Henrich
Furcht ist nicht in der Liebe
Philosophische Betrachtungen
zu einem Satz des Evangelisten
Johannes
Thorsten Paprotny
- 76

Hartmut Sommer
Über die Engel erhoben
Wesen und Sinn unserer
Leiblichkeit
Marie-Luise Reis
- 78

Josef Seifert
Erkenntnis des Vollkommenen
Hartmut Sommer
- 80

Thomas Ramge
Wollt ihr ewig leben?
Vom Fluch der Unsterblichkeit
und Segen der Biotechnologie
Gustav Schmiz
- 82

Konrad Hilpert /
Jochen Sautermeister (Hg.)
Kirchliche Sexualmoral vor dem
Abgrund? Theologische Perspek-
tiven zum synodalen Weg
Karl Vörckel
- 84

Konrad Hilpert
Zwischen Leihmutterschaft und
Sterbehilfe Aktuelle Ethikdiskurse
im Interviewformat
Karl Vörckel
- 85

John von Düffel
Das Wenige und das Wesentliche
Ein Stundenbuch
Hanno Heil

Pädagogik / Religionspädagogik

- 87

Klaus Konrad
Selbstgesteuertes Lernen
ermöglichen
Thomas Holzbeck

- 88

Bernd Schröder
Religion unterrichten
Praktische Theologie konkret Bd. 6
Daniel Lomp
- 90

Ulrich Kropač /
Mirjam Schambeck (Hg.)
Konfessionslosigkeit als Normalfall
Religions- und Ethikunterricht in
säkularen Kontexten
Jochen Ring
- 92

Kirsten Joswowitz /
Jean-Pierre Sterck-Degueldre /
Katharina Müller
Zehn Gebote
Sinn & Design
Claudia Pappert
- 94

Bénédicte Jeancourt-Galignani /
Li-An / Laurence Croix
Jesus
Sein Leben als Comic
Hubertus Holschbach
- 96

Martin Schäuble
Godland
Dein ewiges Leben hat einen Preis
Ivonne Schweitzer
- 98

Andreas Steinhöfel /
Melanie Garanin
Völlig meschugge?!
Maja Menges

Theologie

- 101

Peter Moore
Die Neuerfindung der Religion
Jenseits von Glaube und Skepti-
zismus
Christian Heidrich
- 102

Sebastian Kleinschmidt
Kleine Theologie des Als ob
Christian Heidrich
- 104

Stefan Seidel
Nach der Leere
Versuch über die Religiosität der
Zukunft
Holger Zaborowski
- 106

Jan-Heiner Tück
Crux
Über die Anstößigkeit des Kreuzes
Heribert Körlings

- 108

Ingolf U. Dalferth
Die Krise der öffentlichen
Vernunft
Gotthard Fuchs
- 112

Wolfgang Beinert
Dem Ursprung Zukunft geben
Autobiographische Skizzen
Wolfgang Gerwing
- 114

Christian Kern
Scheitern Raum geben
Thomas Franz
- 116

Manuel Herder (Hg.)
Der Papst der Bücher
Schlüsseltexte zum Denken
Benedikts XVI
Heribert Körlings
- 118

Helmut Hoving / Magnus Striet /
Stefan Orth (Hg.)
Gott, Freund der Freiheit
Ein Streitgespräch
Linus Hauser
- 120

Friedrich Wilhelm Graf
Ernst Troeltsch
Theologie im Welthorizont
Eine Biographie
Rüdiger Kaldewey
- 122

Norbert Feinendegen
C. S. Lewis: Überrascht von Gott
Wie der große christliche Denker
zum Glauben fand
Helmut Müller

Andere Religionen / Weltanschauungen

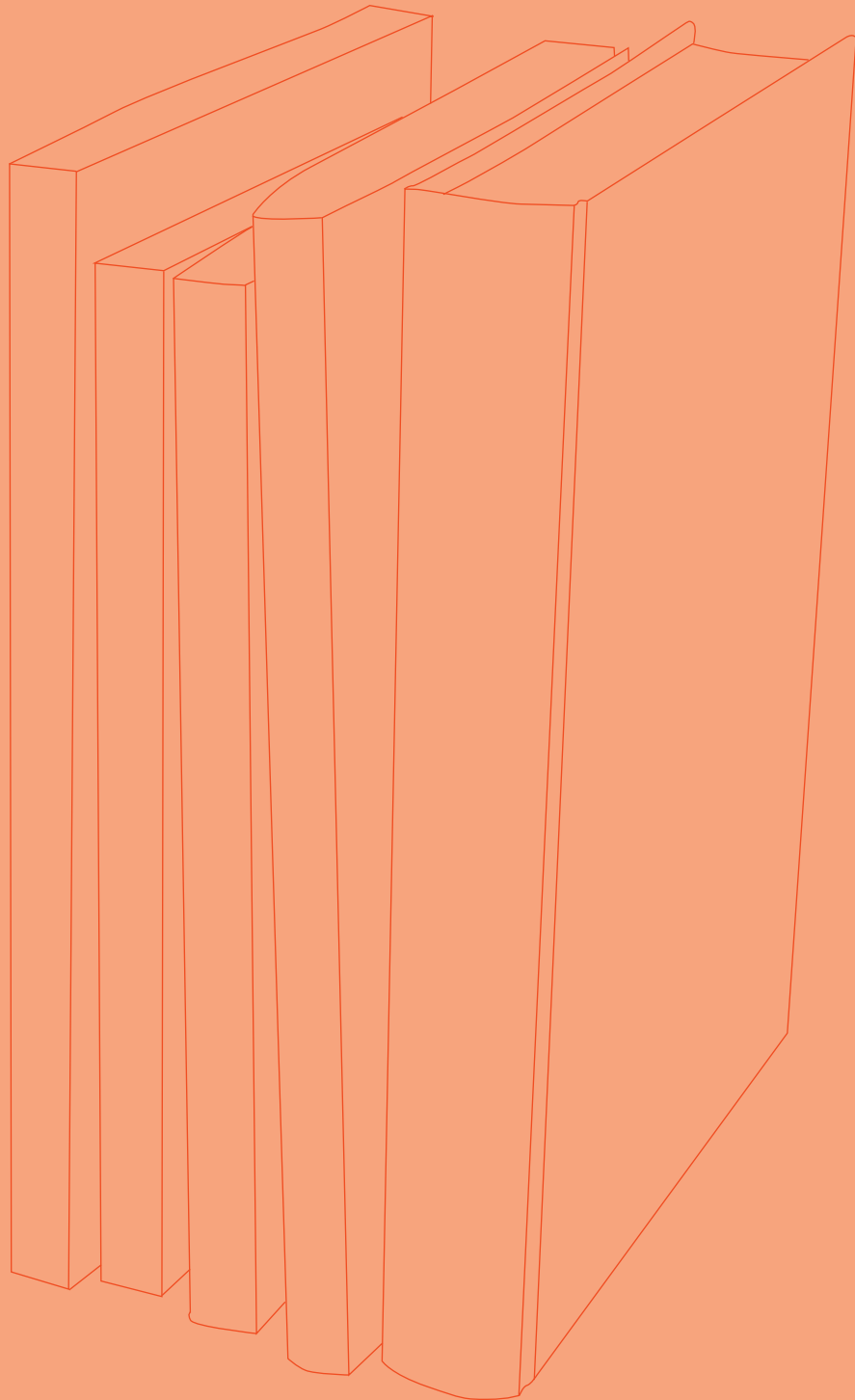
- 127

Robert N. Bellah
Der Ursprung der Religion
Linus Hauser
- 129

Abdel-Hakim Ourghi
Die Juden im Koran
Ein Zerrbild mit fatalen Folgen
Detlef Schneider-Stengel
- 132

Frank van der Velden
Narrative religiöser Diversität aus
dem Nahen Osten und Nordafrika
Eine Arbeitshilfe für die pädago-
gische Praxis
Karl Vörckel

BIBEL



Thomas Hieke / Konrad Huber (Hg.)

Bibel um-gehen

Provokative und irritierende Texte der Bibel erklärt

Stuttgart: Katholisches Bibelwerk. 2022

334 Seiten

24,95 €

ISBN 978-3-460-25544-9

Die Herausgeber Thomas Hieke und Konrad Huber, beide Professoren in Mainz, sind überzeugt: „Wer seine Reserven gegenüber dir Bibel aufgibt, der ... taucht hinein ins volle Leben und darf sich überraschen lassen.“ (13) Weil manche dieser Überraschungen aber nicht nur angenehm sind, wollen sie zum Umgang mit solchen „provokativen und irritierenden Texten“ helfen: Man solle solche Texte nicht vermeiden, sondern sie stattdessen sorgfältig lesen und auch aus ihrem jeweiligen Kontext und historischen Umfeld heraus verstehen lernen.

Nach einer Einleitung werden in 37 kurzen Kapiteln 20 Texte aus dem AT und 17 aus dem NT von ebenso vielen Fachleuten erklärt. Alle Autorinnen und Autoren haben zumindest promoviert, die meisten lehren im akademischen Kontext, vor allem an katholischen Fakultäten. Konkret geht es bei den ausgewählten Texten dann um Aussagen zu Krieg und Gewalt, zu Sexualität und patriarchal-gesellschaftlichen Strukturen. Fast könnte man meinen, es ginge vor allem um die „üblichen Verdächtigen“, die heute für Christenmenschen, die in einer westlich-liberalen Gesellschaft sozialisiert wurden, schwer verdaulich sind. Doch bei den ntl. Texten ändert sich das Bild: Dort finden sich Texte, in denen es um provokative Aussagen Jesu zur Nachfolge geht, die in einem anderen gesellschaftlichen Umfeld Anstoß erregen können.

Die Erläuterungen helfen jeweils, die Texte besser zu verstehen und einzuordnen. Dabei ist klar, dass manche Texte einfach zu sperrig sind, um auf wenigen Seiten wirklich verständlich gemacht zu werden. Das gilt z.B. für Ez 16 (Jerusalem, die untreue Frau).



Und doch ist man erstaunt, wieviel Michael Konkel in diesem konkreten Fall dann doch gelingt. Ein weiteres Highlight waren für mich die Erläuterungen von Andreas Michel zu Dtn 21 und dem „Umgang mit störrischen Kindern“. Durch die Vielfalt und in der Regel hohe Qualität der Beiträge werden sicher alle, die zu diesem Buch greifen, davon profitieren.

Man könnte höchstens fragen, ob eine Mischung aus übergreifenden Themen und konkreten Beispielen in der Summe nicht noch effektiver hätte sein können. Mehrfach wird in Beiträgen z.B. auf das Verhältnis zwischen Text und historischer Realität eingegangen. Aufgrund der Kürze der Beiträge sind das aber immer nur Einsprengsel, die kein Gesamtbild ergeben. Hier hätte man gerne etwas genauer gewusst, was es z.B. für das Gottesbild hilft, wenn etwa die Landnahme Israels in Kanaan in dieser Form nicht geschehen ist. Die Texte trauen das Gott ja trotzdem zu und sind über die längste Zeit ihrer Wirkungsgeschichte als Berichte über ein wirkliches Geschehen verstanden worden. Und für den

Peter Schäfer
Die Schlange war klug
Antike Schöpfungsmythen und die Grundlagen westlichen Denkens

München: C.H.Beck Verlag. 2022
447 Seiten m. farb. Abb.
34,00 €
ISBN 978-3-406-79042-3



Als in hohem Maße inspirierend erweist sich daher die Lektüre insbesondere der Ausführungen zu den beiden Schöpfungsberichten bzw. der Erzählung von der Sintflut, die auf eine Übersetzung von Gen 1,1 - 3,24 durch den Autor folgen, ebenso zu dem altorientalischen Atrachasis- sowie dem Gilgamesch-Epos und zu Enuma Elisich, deren Inhalte mit großer Sorgfalt gegenüber den Originaltexten referiert und einem Vergleich mit der Bibel unterzogen werden, zu antiken Autoren wie Platon, Aristoteles und – außerordentlich erhellend – zu Lukrez. Peter Schäfers Werk „Die Schlange war klug“ bietet einen sehr gelungenen geistesgeschichtlichen Abriss sich über Jahrtausende hinweg erstreckender Rezeptions- und Kontrastlinien, der im Einklang zu dessen Schlusssatz und mit Bezug auf die Hebräische Bibel eine Antwort mindestens auf die erste der beiden eingangs zitierten und kulturgeschichtlich zu verstehenden Fragen, nämlich diejenige, „woher wir kommen“, zu geben vermag.

Jochen Ring

Umgang mit den biblischen Gewalttexten hätte das Mit-Leiden Gottes in Christus sicher noch mehr Potential, als das in der gewählten Konzeption des Bandes zum Tragen kommt.

Nicht ganz eindeutig ist, an wen sich das Buch richtet: Die Gestaltung ist luftig, nicht zu viel Text auf einer Seite, mit kurzen Unterabschnitten und griffigen Formulierungen für die Überschriften: „Wurzelbehandlung unmöglich“ (zur Verfluchung des Feigenbaums) oder „Kopf ab!“ (zu Judit und Salome). Das deutet eher auf ein allgemein-bibeli-nteressiertes Publikum ohne vertiefte exegetische Kenntnisse als Zielgruppe. Die bei den Beiträgen angegebene Literatur zum Weiterlesen ist meistens so speziell, dass sie nur in gut ausgestatteten wissenschaftlichen Bibliotheken zu finden sein wird. Zumindest dieser Teil richtet sich wohl eher an Fachleute, die vor einer englischen Dissertation nicht zurückschrecken. Insgesamt kann man wohl sagen, dass ein gutes biblisches Grundwissen und eine gewisse Vertrautheit oder zumindest ein waches Interesse an exegetisch-theologischen Fragestellungen zum Verstehen des Bandes nicht schadet.

Das Buch ist laut Aufkleber auf dem Umschlag eine Fortsetzung von „Bibel falsch verstanden“, das von denselben Autoren 2020 herausgegeben wurde. Im Text selbst wird darauf jedoch nicht direkt Bezug genommen. In jedem Fall muss man den früheren Band nicht gelesen zu haben, um „Bibel-umgehen“ zu verstehen und davon zu profitieren.

Christoph Rösel

Jenseits aller Erwägungen über die im Dienste der zentralen Aussageabsicht stehenden (zu starken?) Kontrastierungen („pessimistische[s] Welt- und Menschenbild des Christentums“ versus Betonung von Autonomie sowie Partnerschaft zwischen Mensch und Gott im Judentum) löst das Buch den Anspruch des Untertitels, die „Grundlagen des westlichen Denkens“ zu entfalten, durchaus ein. Während die entsprechenden Ausführungen in den letzten Kapiteln eher skizzenhaften Charakter tragen – Immanuel Kants Neudeutung des „Sündenfalls“ wird auf drei Seiten und ohne Bezugnahme auf „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ (1793-1794) dargestellt, die „Politische Theologie und Erbsündenlehre bei Carl Schmitt“ zum Abschluss des Buches dagegen auf zehn Seiten – kommen an den eigentlichen Schöpfungsmythen interessierte Leser umfassend auf ihre Kosten.

Barbara Janz-Spaeth / Hildegard König /
Claudia Sticher
Zeigt Euch!
21 Porträts namenloser Frauen in der Bibel

Ostfildern: Patmos Verlag. 2023
200 Seiten
24,00 €
ISBN 978-3-8436-1442-9

Das Gesicht der Frau auf dem Cover ist profillos, eines aber fehlt ihr nicht: Ein Mund, der es ihr ermöglicht zu sprechen, zu erzählen, (an-) zu klagen, zu loben und zu singen. Eben das wird den biblischen Frauen in diesem vielseitigen Porträtband durch die Autorinnen ermöglicht: Ihnen wird eine Stimme gegeben, die ihnen die (zumindest überwiegend) männlichen Autoren der biblischen Texte nicht gewährt haben, indem sie sie zu namenlosen Statistinnen degradierten. Dass weibliche Perspektiven auf Gott und Welt damit zu kurz kommen, ist nicht nur für die Menschen biblischer Zeiten problematisch. Was solche Verdeckungen bewirken, kann in der für Frauen prekären Wirkungs- und Auslegungsgeschichte an unzähligen Beispielen nachvollzogen und gegenwärtig immer noch erfahren werden. Dabei sind diese Texte so viel mehr als bloß historische Zeugnisse einer patriarchalen und damit androzentrischen Welt. Die biblischen Erzählungen, Gesetzeswerke, Prophetien, Evangelien und Briefe sind in Perspektive des Glaubens Gotteswort in Menschenwort und erlauben, ja fordern von den (heutigen) Lesenden genau deshalb ein Hören des an sie ergehenden göttlichen Wortes, das auf menschliche und deshalb auch auf weibliche Antwort drängt.

In den Entwürfen weiblicher Stimmen wird aber nicht nur die Absicht eines Empowerments, sondern darüber hinaus das exegetische Fachwissen und die Erfahrung bibelpastoraler Professionalität der Autorinnen einsichtig. Deshalb ist das Buch nicht nur spannend für Interessierte feministisch-exegetisch fundierter Literatur, sondern bietet vielfältiges Material für das Arrangement biblischer Lehr-Lern-Geschehen z.B. in der Schule, Gemeinde oder Erwachsenenbildung. Denn die erzählerischen und



lyrischen Annäherungen aus weiblicher Perspektive ermöglichen Lesenden (De-)Konstruktionen, die dazu befähigen, die „Heiligen Schriften“ einmal ganz anders zu lesen.

Dabei machen die Autorinnen ihr feministisch motiviertes Fortschreiben und Lückenfüllen biblischer Leerstellen transparent, indem sie es im Vorwort in den Rezeptionsästhetischen Bedingungen jedes Lesevorgangs verorten: Das zentrale Anliegen, das mit dem Titel „Zeigt euch“ eingefordert wird, will also hauptsächlich namentlich ungenannte Frauen der Bibel und die jeweiligen Texte sichtbar machen. Es richtet sich aber ebenso an die Autorinnen (um Rechenschaft über ihr hermeneutisches Selbstverständnis abzulegen) und v.a. an die Lesenden selbst,

welche eingeladen werden, ihre Beschäftigung mit den biblischen Porträts – in binnenchristlicher Perspektive – als geistgewirkt verstehen zu können.

Die Organisation der einzelnen Porträts, denen jeweils eine Übersetzung des präsentierten Textabschnitts vorausgeht, ist an der Gliederung der Bibel orientiert: 13 Porträts beziehen sich auf das Alte, 8 Frauenperspektiven auf das Neue Testament. Die ersten drei Darstellungen lassen Frauen der Tora sprechen, gefolgt von 7 weiblichen Perspektiven aus den sogenannten Geschichtsbüchern und 3 Fortschreibungen der weisheitlichen Literatur. Beispiele aus der prophetischen Literatur des Alten Testaments fehlen leider. Im neutestamentlichen Bereich folgen 5 Porträts zu Frauen der Evangelien und eine weiblich-perspektivierte Erzählung zur Apostelgeschichte. Abgeschlossen wird das Buch durch eine Entgegnung auf einen deuteropaulinischen Brief einer Frau aus der Gemeinde in Ephesus und einen lyrischen Text zur Vision der apokalyptischen Frau.

Die im Buch begegnenden literarischen Formen reichen von Ich-Erzählungen, Dialogen, Perspektivwechseln, einem Investigativ-Interview, einem Klagegedicht, einem Hymnus, einem Mordkomplott, einer Hassrede, einer Zeugenbefragung bis hin zu Hildegard Königs berührenden Ver-Dichtungen der biblischen Texte.

In den Profilen begegnen keineswegs nur glorifizierte Frauen, sondern auch sie machen sich schuldig, wenn z.B. die Perspektive der xenophoben Ägypterinnen um diejenige der Hebräerinnen erweitert wird. In solcher Intersektionalitätssensibilisierung liegt eine große Stärke, die dieses Buch so lesenswert macht.

Binnenfeministisch wird nicht vereinseitigt, vielmehr treffen Deutungen aufeinander, die Pluralität biblischer und heutiger Weltentwürfe abbilden. Etwa wenn die Seligpreisung der „Brüste, an denen du gesogen hast“ (Lk 11,27) von einer Frau als ein „Kompliment“ wahrgenommen wird, eine andere dagegen verurteilt: „Ich kann sie einfach nicht mehr ertragen, wenn sie so die Mutterschaft bejubelt.“ (166)

An wenigen Stellen wird das Buchprogramm unterbrochen, z.B. um Gegenwartsfragen von immer noch ungehörten Frauenstimmen in der katholischen Kirche mit dem biblischen Text und seinem befreienden Potenzial zu korrelieren oder exegetisches Hintergrundwissen zu skizzieren. Hilfreich sind zudem das Verzeichnis der Abkürzungen und Bibelübersetzungen, die verwendete Literatur und die überschaubaren Anmerkungen.

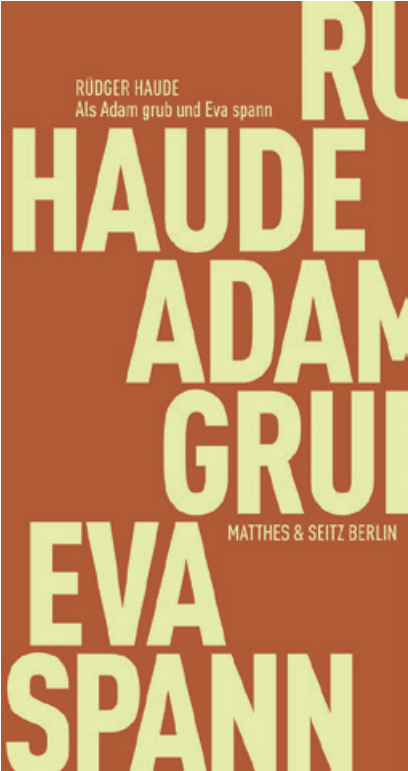
Wer nicht nur nach den Frauen hinter den Buchstaben fragt, sondern diese auch heute zeigen will, dem sei dieser Porträtband empfohlen.

Friederike Eichhorn-Remmel

Rüdiger Haude
Als Adam grub und Eva spann
Herrschaftsfeindschaft in der Hebräischen Bibel

Berlin: Matthes & Seitz Verlag. 2023
140 Seiten
15,00 €
ISBN 978-3-7518-0574-2

Werden biblische Texte außerhalb des gewohnten theologischen Zirkels analysiert, ergeben sich oft ungewohnte Perspektiven. Eine solche bietet auch Rüdiger Haude, Privatdozent für historisch orientierte Kulturwissenschaften an der RWTH Aachen mit dem Forschungsschwerpunkt „Politische Anthropologie“. Sein besonderes Interesse gilt der Erforschung der kulturellen Bedingungen eines herrschaftsfreien Zusammenlebens – durchaus in der Intention, ein solches auch als Alternativentwurf für die Gegenwart zu avisieren. Bereits der Titel seines Buches greift ein herrschaftskritisches Sprichwort aus dem 14. Jh. auf, das zur Zeit der Bauernkriege die Legitimation adliger Grundherrschaft in Anknüpfung an die biblischen Ureltern in Frage stellte: „Als Adam grub und Eva spann, wo war denn da der Edelmann?“ Haude weiß um die globale politische und soziale Wirkkraft der Bibel bis heute und sieht – ohne herrschaftsstabilisierende Traditionsstränge zu leugnen – Herrschaftskritik bzw. Herrschaftsfeindschaft als in die DNA der Bibel eingeschrieben. Spezielle Bedeutung misst er dabei den Erfahrungen Israels aus der vorstaatlichen Richterzeit zu. Das Bewusstsein für diese befreienden Traditionen will der Autor sowohl in Theologie und Exegese als auch im aktuellen gesellschaftlichen Diskurs in Erinnerung rufen. Dazu versammelt er in seinem kleinen Band vier teils ältere Aufsätze aus verschiedenen Kontexten.



Der erste Beitrag (2015) liefert den ideengeschichtlichen Hintergrund für seinen Ansatz. Sein Lehrer, der Soziologe und Ethnologe Christian Sigrist, hatte anhand „segmentärer Gesellschaften“ in Afrika Beispiele aufgezeigt, wie in egalitären Verwandtschaftssystemen ohne herrschaftliche Gewalt gelebt werden kann – eine Forschung, die auch bei einigen Alttestamentlern in Übertragung auf Israel Resonanz fand. Haude zieht hier wiederum die Parallele zur Richterzeit, die von der bewussten Ablehnung staatlicher Herrschaft geprägt gewesen sei. Im zweiten Aufsatz (1999) wendet sich der Autor bezüglich des oft hergestellten Entstehungszusammenhangs von Literalität und Demokratie gegen die Privilegierung des griechischen, vokalisierten Alphabets zuungunsten der orientalisch-semitischen Sprachen. Entgegen einer solchen westlich-verengten Perspektive, in der die modernen Gesellschaften einseitig als evolutionäre Errungenschaft verstanden werden, rechnet er mit einer demokratischen Literalität schon im richterzeitlichen Israel.

Konkreten Textbeispielen wenden sich in einer komplementär angelegten Interpretation die beiden letzten Beiträge (von 2000 und 2003) zu. Die Erzählung vom Turmbau zu Babel liest Haude als Stadtkritik gegen Städte mit Herrschaftsarchitektur. Bei dem Turm von Babel handle es sich um eine Herrschaftschiffre und die Unklugheit des Kollektivs besteht darin, ohne Not die bestehende Herrschaftsfreiheit aufgeben zu wollen. Im Buch Jona dagegen treffe man mit den Seeleuten auf ein multinationales Kollektiv, das sich im krisenhaften Moment der Seenot bestens selbst organisiert und den Steuermann überflüssig macht.

Haudes Interpretationen und Schlussfolgerungen (speziell die starke Fokussierung auf die Richterzeit auch in Datierungsfragen) sind durchaus eigenwillig, mit klar angezeigtem Erkenntnisinteresse und des Öfteren quer zu gängigen exegetischen Positionen. Nichtsdestotrotz kann die Lektüre ein inspirierender „Stachel im Fleisch“ sein in Bezug auf die Wahrnehmung, Herrschaft sei eine unhinterfragbare Selbstverständlichkeit.

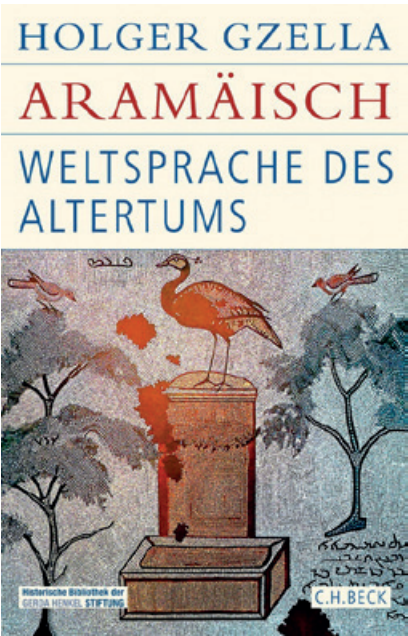
Rita Müller-Fieberg

Holger Gzella
Aramäisch
Weltsprache des Altertums
Eine Kulturgeschichte von den neuassyrischen
Königen bis zur Entstehung des Islams

München: C. H. Beck Verlag. 2023
480 Seiten m. Karten u. Abb.
36,00 €
ISBN 978-3-406-79348-6

In Lehre und Forschung theologischer Fakultäten in Deutschland spielt die aramäische Sprache eine nur untergeordnete Rolle. Man weiß zwar, dass einige wenige Passagen der jüdischen Bibel in Aramäisch verfasst sind und dies die Sprache Jesu und der Targume gewesen ist. Ansonsten bleibt das Aramäische Spezialisten vorbehalten. Es ist daher umso verdienstvoller, dass der katholische Theologe, Alttestamentler und Semitist Holger Gzella neben seinen zahlreichen Spezialstudien zur aramäischen Sprachwelt nun eine umfassende kulturgeschichtlich orientierte Gesamtdarstellung der aramäischen Sprachgeschichte von den Anfängen bis in die Gegenwart vorgelegt hat. Er knüpft damit an seine früheren in Englisch und Niederländisch publizierten Bücher über die Geschichte des Aramäischen an und fokussiert auf „die Schrift- und Schreibertraditionen, ihre weiträumige Vernetzung und die bislang noch nirgends zusammenhängend analysierten historischen Grundlagen des aramäischen Schrifttums bis zum Ausgang der Antike“ (14).

Charakteristisch für die aramäische Sprachwelt ist, dass das Aramäische keine einheitliche, sprachlich klar konturierte Größe wie z. B. die griechische Koiné bildet, sondern vergleichbar dem Romanischen nur eine linguistische Abstraktion darstellt (22). Verschiedene Völker, Institutionen und Religionen bedienten sich der aramäischen Sprachen mündlich wie schriftlich. Die Genealogie des Aramäischen setzt mit dem Auftreten der ersten Schriftquellen im 9. Jh. v. Chr. in Zentral- und Ostsyrien ein, einem Gebiet, das bereits am Ende des 2. Jt.s v. Chr. in mesopotamischen Tontafeln mit einer „Aramäer“ genannten Ethnie assoziiert wurde. Als Kerngebiet



des Aramäischen ist es Teil wechselnder Herrschaften, u. a. des assyrischen, des babylonischen und des persischen Reiches. Spätestens ab der Mitte des 1. Jt.s v. Chr. gehört neben Syrien und Mesopotamien auch Palästina zum Zentrum der aramäischen Sprachwelt, in der aramäische Mundarten von der Mehrheit der Bevölkerung gesprochen wurde. Diese Alltagsdialekte bildeten durchgehend die Grundlage für überregionale Verwaltungs- und Literaturtraditionen (36). Im Zuge der Verstädterung erwachsen den fluiden Regionaldialekten die Schriftsprachen kleiner Kanzleien, die als Bindeglied zwischen den lokalen Sprachkulturen und den größeren imperialen Institutionen firmierten (382f.). Insbesondere für die Textualisierung der Religionen stellte die Schriftkultur der Amtsstuben geeignete Ausdrucksmittel zur Verfügung. „Aus dem Vorbild des gewissenhaften Notars wurde der gelehrte Exeget“ (383).

Ausführungen des Verfassers zur Bedeutung der aramäischen Schriftgelehrsamkeit in der biblischen Überlieferung sind für die Fachexegese ein Gewinn, da dieser nicht nur eine literarkritische Sicht, sondern auch eine historisch-linguistische Perspektive auf der Grundlage der verschiedenen aramäischen Sprachmorphologien einnimmt (189). Dies führt Gzella z. B. hinsichtlich des Doppelbuchs Esra-Nehemia zu der Einschätzung, dass sich hier „zweifels- ohne Gelehrte verewigt [haben], die mit den Gepflogenheiten des administrativen wie des kultischen Milieus gleichermaßen bekannt waren und in ihrer eigenen Überlieferung Erinnerungen an das umfassende achämenidische Archivwesen mit seinen Termini, Dokumenttypen und Verwaltungsvorgängen bewahrten“ (197). Das Schreiberideal prägt das apokalyptische Danielbuch, das durch einen Wechsel von aramäischer und hebräischer Sprache charakterisiert ist. Als Beamter an einem fremdländischen Hof repräsentiert Daniel wie Esra den Schriftkundigen, allerdings nicht als Ausleger des Gesetzes zur Neubildung der Kultusgemeinschaft nach dem babylonischen Exil, sondern, wie Sprachanalysen zeigen, als Vertreter einer individuell geprägten Diaspora-Frömmigkeit, der die Verehrung des wahren Gottes in einem heidnischen Umfeld propagiert (206-208). Seine das bisherige Schreiberideal überschreitende Kompetenz, verborgene Botschaften zu deuten, verbindet sich mit einer Herrschaftskritik, die weltliche Macht gegenüber göttlicher radikal relativiert.

Die nichtbiblischen aramäischen Texte aus Qumran dokumentieren mit dem Hasmonäischen einen Sprachtypus, der sich nach dem Makkabäeraufstand im von hellenistischer Fremdherrschaft wieder unabhängigen jüdischen Staat in Judäa ausbildete und auf der reichsaramäischen Schrifttradition gründete. Sie bilden einen Querschnitt des religiösen Schrifttums in Judäa und anderen Teilen Palästinas und greifen inhaltlich über die hebräischen Texte hinaus, indem sie nicht Mose und die Propheten thematisieren, sondern sich der vormosaïschen Urzeit, Engeln und Dämonen sowie der Naturkunde und Mantik zuwenden (219-223). Die Schriften des Neuen Testaments sind zwar auf Griechisch verfasst, zeigen aber ebenfalls eine Verwurzelung im Denken des palästinischen Judentums bis hin zu thematischen

und sprachlichen Bezügen zu den Qumran-Schriften (236). In etlichen Jesusworten finden sich typisch aramäische Satzstrukturen und Ausdrücke. Die Motive vom himmlischen Buch, in dem die Namen der Jünger eingetragen sind (Lk 10,20), und die Gleichnisse, die in der Welt der Ökonomie und Verwaltung situiert sind, passen zu dem administrativen Schreiberideal des reichsaramäischen Erbes.

Der seleukidische Niedergang in Syrien-Palästina und Mesopotamien in nachbiblischer Zeit setzte Zentrifugalkräfte frei, die eine Reihe lokaler Sprachtraditionen zu normierten Hochsprachen mit eigenen Schrifttraditionen ausbildeten, darunter das Palmyrenische, Edessenische und Ostmesopotamische (141-282). Die hochbedeutende christlich-syrische Literatursprache kann unmittelbar auf die edessenische Verwaltungssprache zurückgeführt werden (272). Eine bedeutende Stellung kommt schließlich dem Nabatäischen zu, das im Nabatäerreich die offizielle Verwaltungssprache war und maßgeblich die Entwicklung der arabischen Schriftsprache aus mündlichen arabischen Lokaldialekten bestimmt hat. Linguistisch-sprachgenealogische Studien geben Einblick in das in dieser Zeit eng verwobene Mit- und Nebeneinander von Juden, Christen und Muslimen.

In der Summe ist Gzella eine beeindruckende Sprach- und Kulturgeschichte des Aramäischen gelungen. Seine These, dass die dauerhafte Akzeptanz eines administrativen Schreibertums und seiner Institutionen wesentlich zur Entwicklung einer aus Regionaldialekten erwachsenen Verkehrs- und Kultursprache geführt hat, darf als überzeugender Forschungsbeitrag gelten. Aus Sicht der Religionsgeschichte und Biblexegese wird man insbesondere zu beherzigen haben, dass literarkritischer Quellenanalyse und Linguistik die gleiche Aufmerksamkeit gebührt.

Rainer Schwindt

Kathrin Gies
Anthropologie des Alten Testaments
Grundwissen Theologie
utb 5997

Paderborn: Brill / Schöningh Verlag. 2023
238 Seiten m. s-w Abb.
20,00 €
ISBN 978-3-8252-5997-6

Der Mensch ist und bleibt – um eine Formulierung aus dem Beginn von Thomas Manns Joseph-Tetralogie „Joseph und seine Brüder“ aufzugreifen – ein „unauslotbares Geheimnis“. Das lassen auch die Texte des Alten Testaments deutlich werden und Kathrin Gies unternimmt mit ihrem kürzlich erschienenen Band „Anthropologie des Alten Testaments“ den Versuch, an einigen ausgewählten Passagen gewissermaßen das Senkblei in die Textwelt hinab zu senken, um wenigstens anzudeuten, wie die Frage nach dem Menschen in den alttestamentlichen Texten reflektiert wird. Mal erzählerisch, mal poetisch, mal offenkundig, mal implizit.

Auf eine überblickshafte Verortung der anthropologischen Frage im Kontext exegetischer Forschung und Literatur, in der Kathrin Gies sowohl auf den Klassiker Hans Walter Wolff als auch auf die äußerst umfangreiche und detaillierte Monographie von Bernd Janowski aus dem Jahr 2019 und die konzeptionellen Unterschiede beider Herangehensweisen verweist, folgen sechs Kapitel, in denen die Autorin unterschiedliche Aspekte alttestamentlicher Anthropologie zur Sprache bringt. Dabei legt sie kursorisch entsprechende Texte kurz und prägnant aus, ohne dabei oberflächlich zu bleiben. Nicht unerwähnt sei, dass es hilfreich, aber nicht zwingend notwendig ist, Hebräisch-Kenntnisse zu besitzen, um die Argumentation noch tiefer nachvollziehen zu können.



Die einzelnen Aspekte und die mit ihnen verbundenen Texte sind: a) die Geschöpflichkeit des Menschen (Gen 1; 2-3), b) die Fehlbarkeit des Menschen (Gen 4; 1 Kön 21; Ps 51), c) die Produktivität des Menschen (Koh 1; Ijob 28; Am 5), d) die Geschlechtlichkeit des Menschen (Lev 15; Hld 4; 2 Sam 13; 1 Sam 18-2 Sam 1), e) die Vergänglichkeit des Menschen (Ijob 14; Koh 12; 2 Makk 7) sowie f) der Mensch vor Gott (Ps 139; Ps 8). Am Ende jedes Kapitels, das sich einem der genannten Aspekte widmet, finden sich eine kurze Zusammenfassung sowie eine knappe Auflistung empfohlener Literatur.

In die Abfolge der einzelnen Kapitel und Unterkapitel streut Kathrin Gies insgesamt fünf Exkurse („Einblicke“) ein, durch die die Breite und Weite des inhaltlichen Spektrums unterstrichen wird. Die „Einblicke“, die ebenfalls jeweils mit einer Zusammenfassung abgeschlossen werden, widmen sich dem Spannungsfeld von historischer und theologischer Anthropologie, der rabbinischen Auslegungstradition zu Gen 1-3, der Anthropologie in Gender-Perspektive, der altorientalischen Ikonographie und der altorientalischen Vorstellung vom Menschen. Ein Ausblick auf das „Menschsein im Alten Testament und die theologische Anthropologie“ beschließt die inhaltliche Auseinandersetzung.

Mit Sicherheit ließe sich sowohl das Spektrum der genannten Aspekte erweitern statt auf zusätzliche Texte zurückgreifen. Doch gerade in der von Kathrin Gies getroffenen Auswahl liegt ein sehr positiver Wert dieser nicht umfangreichen und sehr gut zu lesenden Veröffentlichung: Sie ist nämlich aus der Praxis heraus entstanden – und für die Praxis gedacht; sie ist als Lehrbuch konzipiert und trägt nach den Worten der Autorin dem Umstand „Rechnung, dass modularisierte Studienordnungen nur wenige Veranstaltungen eines theologischen Faches wie der alttestamentlichen Exegese vorsehen“ (9). Insofern fördert das Lehrbuch einen zweifachen Lernprozess: Zum einen erarbeiten sich Leserinnen und Leser wesentliche Aspekte alttestamentlicher Anthropologie; zum anderen lernen sie, wenn sie die Arbeit an den Texten mit- und nachvollziehen, nach und nach exegetisches Handwerkszeug kennen, zumal unterschiedliche Gattungen alttestamentlicher Texte (narrative, poetische, prophetische und judikative) als Grundlage für die inhaltliche Auseinandersetzung dienen.

Was das Moment des Sich-Erarbeitens betrifft, könnten im Zuge einer nachfolgenden Auflage vielleicht inhaltliche Vertiefungen, Reflexionsfragen oder kleinere Arbeitsaufträge zu einzelnen Abschnitten entwickelt werden – möglicherweise auch im Zusammenhang mit digitalem Zusatzmaterial, wie es bei einigen utb-Bänden ja bereits der Fall ist.

Summa summarum liegt jedenfalls eine wertvolle, sehr gut zu lesende Veröffentlichung vor, die ich für Lehrende wie Lernende gleichermaßen hilfreich und weiterführend erachte: In der unauslotbaren Frage nach dem Menschen bietet Kathrin Gies’ „Anthropologie des Alten Testaments“ exemplarisch inhaltliche Bohrungen an, die die Tiefendimensionen alttestamentlicher Texte erahnen lassen.

Bernhard Klinger

Ursula Ulrike Kaiser

Neutestamentliche Exegese kompakt

Eine Einführung in die wichtigsten Methoden und Hilfsmittel

Tübingen: Mohr Siebeck Verlag. 2022

243 Seiten

22,00 €

ISBN 978-3-8252-5984-6

Die von Ursula Ulrike Kaiser im Vorwort skizzierte Ausgangslage, es gebe „schon genügend Exegesebücher auf dem Markt“, stimmt skeptisch gegenüber dem Mehrwert eines weiteren exegetischen Methodenbuchs zum Neuen Testament. Die seit 2019 an der TU Braunschweig lehrende Professorin für Biblische Theologie betritt jedoch mit ihrem Lehrbuch „Neutestamentliche Exegese kompakt“ Neuland mit der systematischen Integration von jüngsten hermeneutischen und technologischen Umwälzungen innerhalb der exegetischen Fachkultur.

So ist der Arbeit mit neuester Bibelsoftware nicht nur ein eigenes Kapitel gewidmet, sondern es finden sich im gesamten Buch QR-Codes, die Lesende sofort mit E-Books oder Websites versorgen, die für das jeweilige Thema nützlich sind. Der innovative Ausgriff auf das Genre „Methodenbuch“ zeigt sich auch in Anordnung und Schwerpunktsetzung bei den einzelnen exegetischen Methoden. Während sich Lesende, die sich über das Wie und Wozu der Rückfrage nach dem historischen Jesus informieren möchten, mit zwei Seiten und einigen Literaturhinweisen begnügen müssen, wendet sich Kaiser ausführlich synchronen Analyseschritten zu, die den neutestamentlichen Text als Ganzes in den Blick nehmen.



Dazu passt, dass die herkömmlichen historisch-kritischen Methoden erst im „Teil D: Der Text und seine Entstehungsgeschichte“ in vergleichsweise knapper Form eingeführt werden. Ausgangspunkt ist dagegen nach einer kurzen Einführung in Ziel und Inhalt des Buches ein erster Teil A zur Textsicherung, der die textkritische Auseinandersetzung mit den überlieferten neutestamentlichen Handschriften behandelt, die zunehmend Spezialisten überlassen wird. Kaiser betont mehrfach ihr Anliegen, die exegetischen Methoden einem breiten Publikum zugänglich zu machen, und gibt deshalb immer wieder Hilfestellungen für Leserinnen und Leser ohne griechische Sprachkenntnisse. Trotzdem zeigt gerade das Kapitel zur Textkritik die Flughöhe von Kaisers Methodenbuch. Hier werden Lesende zur Benutzung des textkritischen Apparats, Unterscheidung der wichtigsten Handschriften und zum Treffen eigener textkritischer Entscheidungen angeleitet.

Auch die im Teil B („Der Text als Ganzes“) geschilderten Schritte einer grammatischen, semantischen, narratologischen und pragmatischen Analyse bleiben keineswegs bei einem Überblick an der Oberfläche stehen. Kaiser gibt anhand zahlreicher Beispiele aus unterschiedlichen neutestamentlichen Schriften detailreiche Anleitungen zur Textsegmentierung, wortsemantischen Analyse oder zur Analyse der Erzählperspektive, um nur einige Beispiele zu nennen. Bei der in Teil C vorgestellten Analyse von Gattungen und Traditionen begnügt sich das Lehrbuch ebenfalls nicht mit allgemeingültigen Basics, von denen gerade im Bereich der Wunder- und Gleichnisexegese nicht mehr die Rede sein kann. Kaiser zeichnet hier die aktuellen hermeneutischen Grundsatzdiskussionen kurz nach, die für die Art und Weise der Auslegung entscheidend sind. Nach dem bereits genannten Crashkurs in historisch-kritischer Rückfrage nach dem Textwachstum durch literar- und redaktionskritische Methoden (Teil D) folgt schließlich ein Kapitel zur Rezeptionsgeschichte der neutestamentlichen Texte sowohl im antiken als auch im zeitgenössischen Kontext (Teil E). Abgerundet wird das Lehrbuch mit einem letzten Teil F mit praktischen Hinweisen für das Arbeiten mit Bibelsoftware und das Verfassen einer exegetischen Hausarbeit, wie etwa zur korrekten Angabe von Bibelstellen bzw. deren Parallelen oder zu Spezifika exegetisch-theologischer Bibliografie. Nicht nur hier merkt man, dass der „Sitz im Leben“ der Ausführungen der exegetische Alltag der universitären Bibelkunde ist. Wie die Autorin selbst betont, stehen im Hintergrund des Buches die Erfahrungen und der Austausch mit Studierenden und Kolleginnen und Kollegen ausgehend von exegetischen Proseminaren.

Durch den übersichtlichen Aufbau des Buches, das mit hilfreichen Registern und eingängigen Icons bei Hinweisen auf Hilfsmittel oder auf Verknüpfungsmöglichkeiten mit anderen exegetischen Methoden ausgestattet ist, erfüllt es seinen primären Zweck als kompaktes Lehrbuch für Studierende, die sich mit unterschiedlichen Methoden für die eigene Textarbeit etwa im Rahmen eines exegetischen Essays vertraut machen möchten. Gleichzeitig leistet Kaiser durch ihre neue Schwerpunktsetzung und konsequente Berücksichtigung digitaler Möglichkeiten einen Beitrag zur Methodenreflexion innerhalb der exegetischen Zunft.

Manuel Bonimeier

Sandra Huebenthal
Gedächtnistheorie und Neues Testament
Eine methodisch-hermeneutische Einführung
utb 5904

Tübingen: Narr Francke Attempto Verlag, 2022
371 Seiten
26,90 €
ISBN 978-3-8252-5904-4

Überraschenderweise gab es vor dieser „methodisch-hermeneutischen Einführung“ kein Lehrbuch, das die neutestamentlichen Texte mit Blick auf eine Gedächtnistheorie auslegt. Sandra Huebenthal schließt diese Lücke.

Die Verfasserin gliedert ihr Lehrbuch in drei Teile. Im ersten Teil (13–135) geht es um die hermeneutischen Grundlagen für einen kulturwissenschaftlich-gedächtnistheoretischen Zugang, der es ermöglicht, neutestamentliche Texte als Artefakte kollektiver Gedächtnisse, ähnlich wie Momentaufnahmen frühchristlicher Identitätsbildungsprozesse, zu lesen (25). Huebenthal stellt drei Formen kollektiver Gedächtnisse heraus: 1. Das „soziale Gedächtnis“, das von dem Tod der Träger aufgelöst wird und zeitlich begrenzt zwei Generationen dauert, von unterschiedlichen Perspektiven gekennzeichnet ist und von bestimmten Gruppen übernommen wird (58). 2. Das „kollektive Gedächtnis“, das hingegen entfristet ist (57). Hier wird die Vergangenheit wegen einer Krise bewusst nach etwa 30 bis 50 Jahren – die Huebenthal den „Generational Gap“ nennt – aufgerufen und geformt, wobei sich eine leitende Perspektive durchsetzt (61). 3. Die letzte Form ist das „kulturelle Gedächtnis“, das wieder wegen einer Krise nach etwa 80 bis 100 Jahren entsteht; Huebenthal nennt diese Zeit den „Floating Gap“. Für das kulturelle Gedächtnis wird die Vergangenheit als eine Tradition im Kanon erlebt (61).



Mit diesen Erkenntnissen über das soziale, kollektive und kulturelle Gedächtnis versucht die Verfasserin, die 27 Schriften im Neuen Testament zu klassifizieren sowie die Jahre zu nennen, wann der „Generational“ und der „Floating Gap“ sich ereignet haben (vgl. z.B. 71, 97). Sie vergleicht in Kap. I.6 neutestamentliche Texte mit einem Familienalbum: Beide können als Momentaufnahmen verstanden werden.

Im zweiten Teil (138–250) werden sechs exemplarische Lektüren neutestamentlicher Texte dargeboten, die zeigen, wie die Lektüre neutestamentlicher Texte als Gedächtnistexte in der Praxis aussehen kann. Im dritten Teil (vgl. 251–334) erklärt Huebenthal die Anwendungsmöglichkeiten kulturwissenschaftlicher Exegese für Bibelwissenschaft und Theologie.

Dieses Lehrbuch ist aus unterschiedlichen Gründen hilfreich für Professoren wie für Studierende, die wissen wollen, welche Einsichten sich durch Gedächtnistheorie für ein Verständnis neutestamentlicher Texte gewinnen lassen: Nicht nur, weil es das erste Lehrbuch zu diesem Thema ist, sondern besonders wegen der vielen hilfreichen Tabellen und Diagramme sowie des Glossars (337–353), das die Fachbegriffe genauer erklärt. Aus diesen Gründen lohnt eine gründliche Lektüre.

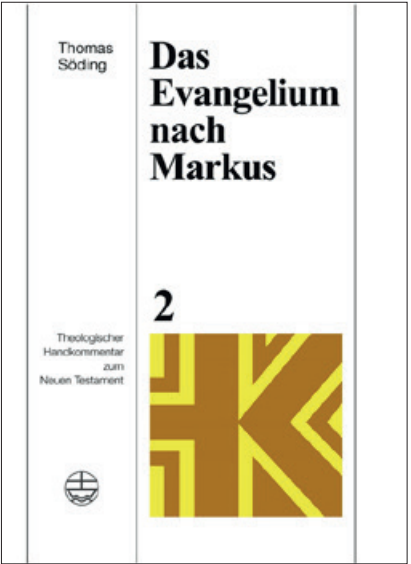
Andrew Bowden

Thomas Söding
Das Evangelium nach Markus
Theologischer Handkommentar zum Neuen Testament

Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt. 2022
467 Seiten
38,00€
ISBN 978-374-05347-6

Kommentare zu biblischen Büchern fallen gattungsmäßig in die Sparte der theologischen Nachschlagewerke. Kaum jemand liest einen exegetischen Kommentar von A bis Z, sondern man konsultiert üblicherweise verschiedene Exemplare der Spezies gezielt zu einer bestimmten Perikope oder Fragestellung. Wie schlecht diese Herangehensweise sein kann, zeigt der neue Kommentar zum Markusevangelium vom Thomas Söding, kürzlich emeritierter Professor für Neues Testament an der Universität Bochum, Vizepräsident des Synodalen Weges und theologischer Berater der Weltsynode. Mit seinem Kommentar kehrt Söding fast 40 Jahre nach seiner Dissertation zum Glaubensverständnis des Markusevangeliums, zu seiner „ersten exegetischen Liebe“, zurück und fügt hinzu, die „Arbeit am Kommentar hat sie nicht erkalten lassen, sondern vertieft“ (Vorwort).

Die Liebe zum Markusevangelium und die Verwurzelung in der katholischen Kirche sind dem Kommentar deutlich anzumerken. Wie der Hausherr, der aus seinem reichen Vorrat Neues und Altes hervorholt (Mt 13,52), schöpft Söding aus einem reichen Schatz von der patristischen Exegese bis zu Erinnerungstheoretischen Ansätzen, die ihm als katholischem Ausleger näher liegen als den Kolleginnen und Kollegen aus der reformierten Tradition. Entsprechend liest er das Markusevangelium als fundierende Geschichte von Jesusnachfolgern für Jesusnachfolger: „Das Markusevangelium ruft durch Erzählen in Erinnerung, dass Jesus als Sohn Gottes das Reich Gottes verkündet hat. Es ist in und für Gemeinden geschrieben worden, die eine Orientierung im Glauben suchen“ (1).



Das ausgiebige Schöpfen aus der Tradition macht den Kommentar aber nicht langatmig. Im Gegenteil ist die Verbindung von exegetischem und theologischem Arbeiten so gut gelungen, dass sich der Text kurzweilig, informativ und glaubensvertiefend liest und man hier unbedingt eine Ausnahme von der sonst üblichen selektiven Kommentarlektüre machen sollte. Da Söding stark mit Erzähltheorie arbeitet und das Markusevangelium als einen zusammenhängenden erzählerischen Entwurf liest, den er plausibel nicht in Rom, sondern eher in der Nähe zum Heiligen Land – Syrien oder Dekapolis – verortet, hilft die fortlaufende Lektüre, Erzählbögen und theologische Linien zu erfassen. Doch Söding ist nicht nur ein exzellenter Exeget, sondern auch ein guter Didaktiker, der so klar strukturiert, dass sich die Gliederung intuitiv erfassen lässt und jenseits

der Abschnitts- und Perikopeneinteilung ohne Zwischenüberschriften auskommt. Die graphische Umsetzung mit Petittexten erlaubt zudem eine rasche Orientierung über den Text. Die einzelnen Perikopen werden in den Schritten Struktur, Tradition, Einzel-exegese, historische Rückfrage und kurze Auslegung erklärt. Auf exegetischen Fachjargon wird weitgehend verzichtet, was Nichtfachleuten entgegenkommt. Die Auslegungen sind – wie man es von den Texten Södings gewohnt ist – wissenschaftlich präzise, theologisch klar und geistlich inspirierend. Sie regen an, das Buch häufiger sinken zu lassen und über das eben Gelesene und Gelernte nachzusinnen.

Die Feldkompetenz zeigt sich auch an der Verarbeitung einer großen Menge von Sekundärliteratur, die ältere und neuere Ansätze berücksichtigt, ohne zu überfordern, und adressatenorientiert (mit hilfreichen Kurzzusammenfassungen) dargeboten wird. Dass Söding sich nicht auf deutsche und englische Titel beschränkt, sondern auch französische, italienische, spanische und niederländische Literatur einarbeitet, macht den Kommentar im doppelten Sinne katholisch. Dem Anliegen der Kommentarreihe entsprechend ist er im besten Sinne theologisch und positioniert sich erfreulich klar gegen antijudaistische Lese- und Auslegungstendenzen. Die Vielzahl von Verweisen auf die jüdische Tradition zeigt, wie fest das Markusevangelium in dieser Tradition verwurzelt ist. Auch wenn es sich an eine diversere Leserschaft wendet, die Söding treffend nicht „Adressaten“, sondern „Adresse“ nennt, wird die Autorschaft durch einen Jesusnachfolger aus dem Judentum plausibilisiert.

Insgesamt ist der Kommentar außerordentlich erfreulich gut zu lesen und exegetisch auf der Höhe der Zeit. Manches mag sehr katholisch herüberkommen und manch neuerer Trend wie Feminist oder Postcolonial Studies mag fehlen; dafür ist Thomas Söding ein zeitloses Werk gelungen, das in kirchlich schwierigen Zeiten souverän den Bogen zwischen antikem Text und moderner Leserschaft spannt. „Markus“, schließt er, „schreibt nicht in der Pose dessen, der alles weiß, sondern in der Haltung der Aufmerksamkeit sowohl für das Wort Jesu als auch für das Unverständnis und das Unvermögen der Jünger: denn Jesu Worte bleiben in Ewigkeit und die Krise der Jünger ist nicht das Phänomen einer überwundenen Vergangenheit, sondern das Charakteristikum einer fordernden Gegenwart“ (465). Großartig!

Sandra Huebenthal

Hans-Georg Gradl

Die Offenbarung des Johannes

Aus dem Urtext übersetzt und kommentiert

Stuttgart: Katholisches Bibelwerk e.V. 2022

240 Seiten

19,80 €

ISBN 978-3-948219-97-0

Die Erfahrung, dass eine Lektüre schwer verdaulich sein kann, findet sich in der Offenbarung des Johannes im wahrsten Sinn des Wortes. Das Büchlein, das der Seher auf der Insel Patmos auf Geheiß des Engels buchstäblich verspeisen soll, bekommt ihm schlecht (Offb 10, 9-11). Nicht wenigen Leserinnen und Lesern liegt das letzte Buch des Neuen Testaments aufgrund seiner rätselhaften und gewaltsamen Szenerie ähnlich schwer im Magen – und das nicht nur zu unserer Zeit. Bereits der bekannte Maler und Buchdrucker Lucas Cranach der Ältere wählte 1522 für die Illustration von Luthers Septembertestament bedrohliche und zum Teil verstörende Bilder, die die Rezeption der Apokalypse maßgeblich beeinflusst haben. Das „Buch mit sieben Siegeln“ aus der Johannesoffenbarung ist so nicht zuletzt für dessen eigene Auslegung zum geflügelten Wort geworden. Vor diesem Hintergrund betont Hans-Georg Gradl, seit 2013 Professor für Exegese des Neuen Testaments an der Universität Trier, im Vorwort seines Kommentars die Notwendigkeit von Leseschlüsseln, um die Schleier der Apokalypse zu lüften (4f).

Schritt für Schritt soll die Metaphorik und Gedankenwelt der Offenbarung heutigen Leserinnen und Lesern erschlossen werden. Dabei reiht sich das Buch in den Aufbau der Kurzkommentar-Reihe zum Neuen Testament des Katholischen Bibelwerks ein. Nach einer knappen und allgemeinverständlichen Abhandlung der sogenannten Einleitungsfragen (Autor, Adressaten, Quellen, Gattung, etc.) werden stets ein Abschnitt des Bibeltextes und dessen Kommentierung auf einer Doppelseite gegenübergestellt. Lesende finden dementsprechend zu den einzelnen Perikopen kompakte Erläuterungen, die den Umfang einer Seite nicht übersteigen. Überhaupt besticht der Aufbau des Kommentars durch Übersichtlich-



keit und Orientierungshilfen unterschiedlichster Art. So finden sich auf beiden Seiten des ausklappbaren Buchumschlags Gliederungsvorschläge für die Johannesoffenbarung – in tabellarischer Form und als gelungene graphische Darstellung –, die das Strukturelement der sieben Sendschreiben, Siegel, Posaunen und Schalen aufgreift. So lässt sich das Gelesene stets auf einen Blick im Makrotext der Offenbarung verorten, ohne vor- oder zurückblättern zu müssen. Zusätzliche Hilfestellung bietet anstelle eines Klappentextes eine Landkarte Kleinasiens, auf der die Adressaten der Sendschreiben geographisch verortet werden. Abgerundet wird der Kommentar neben weiterführenden Literaturhinweisen von einem kurzweiligen „Einmaleins der Offenbarung“, das die Zahlenwelt der Apokalypse zu entschlüsseln versucht.

Dennoch ist Gradls Kommentar kein neutral-deskriptives Sachbuch, das einen rein etischen Zugang zu einer antiken apokalyptischen Schrift eröffnet, sondern er beinhaltet immer wieder auch emischristliche Interpretationen, die den Text nicht nur in seinem Entstehungskontext, sondern als heilige Schrift des eigenen Kanons verorten. Gradls Buch will nicht nur informieren, sondern theologisch überzeugen. Dafür bietet es bereits im Einleitungsteil lebensweltliche „Verständnishilfen“ zum Teil aus zeitgenössischer Unterhaltungsliteratur an, die helfen sollen, die Aussagen der Offenbarung innerhalb einer christlichen Weltanschauung verständlich zu machen. Dazu passt, dass die Adressaten des Sehers in der Kommentierung Gradls häufig genug „die Christen“ sind.

Neben dieser theologischen Ausrichtung des Kommentars nimmt der Autor auch eine produktionsorientierte Perspektive ein und bietet mit seiner in vielen Publikationen zur Johannesoffenbarung unter Beweis gestellten Expertise zu zeit- und ideengeschichtlichen Kontexten und apokalyptischer Metaphorik kompakte Verstehenshilfen, die den Text einem breiten Publikum zugänglich machen. Dabei wird großer Wert auf Anschaulichkeit gelegt, wenn Gradl die Leserinnen und Leser in Bezug auf die Entstehung des Textes mit in die Schreibstube des Johannes nimmt: „Die Offenbarung findet zwischen Buchrollen statt. Während Johannes die Schriften seines Volkes liest, lüften sich die Schleier. Im Lesen geht ihm etwas auf.“ (13) Ein kultur- und medienwissenschaftlich sensibler Blick auf identitätskonstitutive Narrative aus dem zweiten Jahrhundert wird sich gegenüber einer solch optimistischen, schriftbasierten Rekonstruktion der Entstehung der Offenbarung als „Collage alttestamentlicher Zitate“ (13) zurückhaltend zeigen. Eine große Stärke von Gradls

Zugang zur Johannesoffenbarung ist jedoch deren synchrone Analyse als „durchkomponierter Visionsverlauf“ (14), die weniger an literarkritisch seziierten Textschichten als an einer Aufschlüsselung des narrativen und theologischen Gesamtentwurfs interessiert ist. Hans-Georg Gradls Kommentar zur Johannesoffenbarung eröffnet dadurch auch fachfremden Leserinnen und Lesern ein bekömmliches Leseerlebnis.

Manuel Bonimeier



Elmar Salmann (Hg.)
Die Regel Benedikts als fremder Gast
Vier Lesarten

St. Ottilien: eos Verlag. 2023
 262 Seiten
 24,95 €
 ISBN 978-3-8306-8188-5

Die Priorin aus Eibingen, Jüngste im Bunde, zusammen mit dem Ältesten, dem Theologieprofessor aus Gerleve, altersmäßig dazwischen der Abt aus Plankstätten und der Ordenshistoriker aus Gerleve – sind vier biografisch und beruflich höchst unterschiedliche Persönlichkeiten aus der benediktinischen Familie und haben vier Lesarten. Was sie eint und ihr Dialogwerk attraktiv macht, ist natürlich das Schöpfen aus der immer noch kräftig sprudelnden Quelle – die Benediktsregel ist ja nach der Bibel wohl deren wirkmächtigste Auslegung: „Höre,“ lautet die Musik beider. Was wäre die Christenheit und Europa ohne diesen großen Basistext christlicher Spiritualität, der hier jeweils auf der linken Seite im Wortlaut abgedruckt und rechts dann in vierstimmigen Deutungen knapp beleuchtet wird. Das Autoren-Quartett besteht auf Modernität und Zeitgenossenschaft, also auf schöpferischer Verfremdung und Gegen-Lesung des spirituellen Klassikers. Schon der Titel „Fremder Gast“ und erst recht die brillante Einführung des Herausgebers markieren treffend willkommene Nähe in der Sache und zugleich befremdliches Anderssein allein schon durch die historische Differenz der Textbegehung. Störend und anregend, irritierend und lockend schneit der fremde Gast aus noch altrömischer Kultur in unsere postmodernen und nachchristlichen Lebens- und Lesewelten hinein. Dem geben die originellen Kurzkommentare ganz unterschiedlich Resonanz: nahe am Text die einen, mehr assoziativ, alltags- und erlebnisbezogen andere, durchaus mit dem Mut, den Urtext auch gegen den Strich zu bürsten und gegenwärtiges Glaubensbewusstsein dagegensetzen.

Auf dem erfahrungssüchtigen Sinnmarkt gegenwärtiger Spiritualitäten hat es der nüchterne Text Benedikts mit seinen spröden 73 Abschnitten in der Tat nicht mehr leicht. Schon vom Genus her ist „das Joch



der Regel“ (Kap 58) ja ein Text der Disziplin(ierung, und „Ordnung“ gilt ihr wie der gesamten Antike als höchster Wert. Öfters also „fällt (die Regel) in ihren vorherrschenden Tonfall zurück, den übergroßen, fast ‚tierischen‘ Ernst der Gesetzgebung, der (an) ordnenden Weisheit“ (45) Befremdlicher noch wirkt die durchgehende Betonung von Gottes Gericht und möglichem Sünden-Scheitern, „als wäre das Kloster eine Besserungsanstalt“. Auch das selbstverständlich hierarchische Selbst- und Weltbild mit Gehorsam und Unterwerfung wird heutige Leserinnen zunächst eher irritieren und abstoßen (wie übrigens mancher Bibeltext auch). Da beschönigen die vier Kommentare nichts und helfen gerade dadurch über-setzend und anregend weiter. Es „bleibt eine Kluft zwischen der spontanen und reflektierten Lebenspraxis des demokratischen Menschen und dem, was Tradition vorschreibt. Da muss wohl ständig neu der Fremdheit standgehalten und zwischen den Welten übersetzt werden, ohne dass sich diese je ganz trafen“ (61). Mitlesend entsteht dann zu den vieren jeweils eine eigene Lesart – bei mir jedenfalls mit dem Effekt, noch einmal zum Urtext laut lesend zurückzukehren (und womöglich zur Vertiefung auf einen der historisch-kritischen Kommentare von Michaela Puzicha oder Georg Holzherr zurückzugreifen, die hier vorausgesetzt sind und im Hintergrund stehen).

Marcel Albert (Hg.)
Handbuch der benediktinischen Ordensgeschichte
Band 1: Von den Anfängen bis ins 14. Jahrhundert

St. Ottilien: EOS Verlag. 2022
645 Seiten
49,95 €
ISBN 978-3-8306-8131-1

Liest man die vier Kommentare nicht, wie gedruckt, abschnittsweise parallel, sondern fortlaufend in je eigenen Handschriften der vier Autoren, so kommen originelle Profile und Stile ans Licht, höchst anregend und bedenkenswert. Mich (Mann) erstaunt aber dabei, dass z.B. die Gender-Thematik keinerlei Rolle spielt und die Stimme der (einzigen) Frau diesbezüglich eigentümlich zaghaft bleibt (und leider auch die der Männer). Durchgehend ist z.B. vom Abt die Rede, selbst dort wo die Priorin die entsprechenden Regelkapitel kommentiert. Und natürlich wäre es informativ, wie traditionale und postmoderne Lektüren der Regel sich in Männer- und Frauenklöstern womöglich unterschiedlich ausbuchstabieren.

Nicht zuletzt: Der empfehlenswerte Band kann für den Religionsunterricht anregend sein. Gerade durch die kontrastierende Anordnung von Urtext und Kommentar lässt sich glaubens- wie kirchengeschichtliches Bewusstsein einüben und zum Heute authentischer Spiritualität ermutigen.

Gotthard Fuchs

Im Umfeld aktueller kirchlicher Krisenstimmung ist auch die „Ordenskrise“ präsent. Zugleich bringen sich Ordensleute aber in den Synodalen Weg und andere Reformdebatten ein und zeigen, wie Kirchesein anders gehen könnte. Weniger kirchennahen Zeitgenossen mag ein Besuch in einem Kloster – vielleicht abgesehen von Hofladen und Brauerei – wie der Eintritt in eine andere Welt vorkommen. Zugleich erfahren viele Menschen auf der Suche nach spiritueller Lebensgestaltung und Work-Life-Balance Klöster als Sehnsuchts- oder zumindest Andersorte mit einer besonderen Ausstrahlung. Benediktiner- und Benediktinerinnenabteien von Ettal bis Maria Laach, von Frauenchiemsee bis Eibingen sind geschichtsträchtige und zugleich lebendige Orte der Suche nach Gott und nach dem Ausgleich von Aktion und Kontemplation.

Wer sich historisch mit dem benediktinischen Leben als einer der ältesten monastischen Traditionen im katholischen Bereich befasst, trifft auf eine Fülle von Literatur zu den unterschiedlichsten Aspekten. Um sich hier zurechtzufinden, braucht es kundige Anleitung. Zu den hilfreichen knappen Überblicks- und Einführungswerken, die in den letzten Jahren erschienen sind, gesellt sich nun der erste gewichtige Band des „Handbuchs der benediktinischen Ordensgeschichte“, den Marcel Albert OSB unter Mitarbeit von Anja Ostrowitzki im Auftrag der Bayerischen Benediktinerakademie herausgegeben hat. Das Handbuch soll in vier Bänden den aktuellen Forschungsstand zur Geschichte des Ordens präsentieren. Der vorliegende Band versammelt Beiträge von 26 Expertinnen und Experten und widmet sich den Entwicklungen vom 4. bis 14. Jahrhundert in einer gesamteuropäischen Perspektive. Angesichts dieses Panoramas können lediglich ein paar Beobachtungen zur Gesamtanlage und den Tendenzen des Bandes geschildert werden.



Die Beiträge sind in vier Großkapitel aufgeteilt: die Frühphase des westlichen Mönchtums bis ins 8. Jahrhundert mit einem besonderen Augenmerk auf den Entstehungszusammenhang der Benediktsregel (Teil A); die Phase der Durchsetzung der Regelobservanz, erster Reformbewegungen und Klosterverbände (9.-11. Jahrhundert) (Teil B); die Diversifizierung des benediktinischen Lebens im Hochmittelalter (11.-14. Jahrhundert) (Teil C); die benediktinische Wirtschaft im Mittelalter (Teil D). Die ersten drei Abschnitte sind jeweils gerahmt von einer Einleitung der Herausgeber und einem Kapitel zum „Beitrag der Klöster zur Kultur“, das jeweils Hans-Walter Stork verfasst hat. In den Beiträgen wird die Vielfalt monastischen Lebens deutlich sowohl hinsichtlich der unterschiedlichen Traditionen an der Schwelle von der Spätantike zum frühen Mittelalter als auch der Jahrhunderte, in denen europäisches Mönchtum mit „Benediktinertum“ gleichgesetzt werden konnte. Dass unter diesem Dach trotzdem eine große Pluralität herrschte, macht der Abschnitt B deutlich. Neben dem herausragenden Klosterverband von Cluny gab es die unterschiedlichen anderen regionalen und überregionalen Reformgruppen mit ihrem besonderen Gepräge, denen durch mehrere Beiträge der nötige Raum gegeben wird. Auch die anschließenden Kapitel zu den hochmittelalterlichen Reformtendenzen zeigen ein regional und thematisch differenziertes Bild bis hin zu den Zisterziensern als neuer Form des Ordenslebens auf der Grundlage der Benediktsregel.

Gerade in diesem Großkapitel wird die Bestrebung erkennbar, die Geschichte der Frauenklöster trotz weiterhin bestehender Forschungslücken und einer nicht immer günstigen Quellenlage ausführlich zu würdigen. Explizit widmet sich Rolf De Kegel dem Phänomen der Doppelklöster, Hedwig Röckelein der allgemeinen Lage der Frauenklöster zwischen Eigenständigkeit und Einbindung in männlich dominierte Reformverbände und Anja Ostrowitzki den Zisterzienserinnen. Auch in anderen Beiträgen wird versucht einen Bezug herzustellen, was als großes Plus des Bandes anzusehen ist.

Etwas isoliert in der ansonsten chronologischen Gliederung wirkt der abschließende, sehr instruktive Überblick zu Klöstern und Wirtschaft von Julia Bruch. Für die künftigen Bände wäre gegebenenfalls zu überlegen, analog zu den Ausführungen zum kulturellen Beitrag am Ende eines jeden Großkapitels einen Beitrag zum benediktinischen Wirtschaften in der jeweiligen Epoche anzuschließen. Zu dem ein oder anderen Beitrag wäre Bild- oder Kartenmaterial zur Veranschaulichung sicherlich hilfreich.

Diese Anregungen sollen aber die Leistung des beeindruckenden Bandes nicht schmälern. Wer sich beruflich oder aus Interesse mit dem benediktinischen Mönchtum beschäftigt, kann mit großem Gewinn auf das hilfreiche und vielfältige Kompendium zurückgreifen. Man darf auf die nächsten Bände gespannt sein.

Michael Pfister

Alois Prinz
Franz von Assisi
Tierschützer, Minimalist und Friedensstifter

Stuttgart: Gabriel Verlag. 2023
272 Seiten
17,00 €
ISBN 978-3-522-30590-7

Biografien sind „in“. Autorinnen und Autoren, die sich mit dem Leben bekannter Persönlichkeiten – historischer wie aktueller – auseinandersetzen, antworten auf ein latentes Bedürfnis vieler Menschen nach Orientierungsmodellen in einer zunehmend orientierungslosen Welt. Auch die Religionspädagogik widmet sich nach Jahrzehnten einer Abwehr überhöhter Heiligenmodelle wieder dem „Lernen an Biografien“.

Umso erfreulicher ist es, dass dabei auf einen größer werdenden Schatz an geeigneten Texten und Materialien zurückgegriffen werden kann, zu dem die neueste Biografie von Alois Prinz zu Franz von Assisi zweifelsohne dazugehört. Ganz dem Beispiel Luise Rinsers folgend, die Franz von Assisi in ihrem ebenso lesenswerten Jugendroman „Bruder Feuer“ (1975) als Gründer einer Kommune ins 20. Jahrhundert versetzte, vermischt Prinz in seiner Franz-Biografie zwei Zeitebenen, die er gekonnt miteinander ins Gespräch bringt, um wie Rinser den historischen Graben und damit einhergehende Verständnisschwierigkeiten zu überbrücken: Die historische Zeitebene erzählt vom mittelalterlichen Protagonisten Franz vor dem Hintergrund von Kirchenkrisen, Klerikalismus, Häresien und Kreuzzügen, die das „Anderssein“ des Franz von Assisi bereits zu seinen Lebzeiten besonders hervorheben. Dies vermischt Prinz mit autobiografischen Einschüben zu seiner eigenen Pilgerreise auf dem Franziskusweg von Assisi nach Rom im Juli 2021, die ihn immer tiefer in die geografischen und gedanklichen Räume des Wirkens Franz von Assisis vordringen ließ und ihm ein „mitwandern“ (13) ermöglichte, zu dem er die Leserinnen und Leser seines Buches ebenfalls einladen möchte. Und in der Tat geht man leichtfüßig mit und folgt den narrativen Wegmarken, die ein Eintauchen in die mittelalterliche Welt



von der Kindheit des Franz bis zu seinem Lebensende ermöglichen. Stets hat Prinz dabei ein kritisches Auge auf die legendarischen Quellen, deren Verfasser bemüht waren, aus Franz frühzeitig eine Kultfigur, einen „zweiten Christus“ zu machen. Der Fokus von Prinz richtet sich demgegenüber auf brandaktuelle Probleme, die die Menschen von heute bewegen. In Zeiten von Krieg und Klimawandel sind Tierschutz, Minimalismus als Lebenskonzept und der Einsatz für den Frieden wichtig.

Auch wenn das Cover des Buches in gewöhnungsbedürftigem Neongrün gehalten ist, dürfte die darauf befindliche Graffiti-Version des Franz doch insbesondere die jugendliche Zielgruppe dazu bewegen, sich mit einer mittelalterlichen Ausnahmezustand näher beschäftigen zu wollen. Wie aktuell uns Franz noch heute erscheint, belegen die zahlreichen von Prinz geschickt eingestreuten Zitate und mit Franz von Assisi

kompatiblen Gedankengänge von Künstlern, Theologen, Schriftstellern und Wissenschaftlern, darunter z. B. Umberto Eco, Leonardo Boff, Navid Kermani, Dorothee Sölle oder die bereits genannte Luise Rinser. Alle Einzelbilder, die Prinz von Franz von Assisi zusammenträgt und spannungsgeladen nachzeichnet, verdichten sich schließlich zu einem facettenreichen und außergewöhnlichen Vorbild, das Franz von Assisi gerade heute wieder sein kann, ohne hagiografisch überfrachtet zu sein. Von einem verherrlichenden und bewundernden Sprachduktus kann sich aber auch Alois Prinz bei aller kritischen Distanz zu den Quellen nicht gänzlich lösen.

Das vielleicht überzeugendste Bild, das Prinz von Franz von Assisi hervorhebt, ist das des Mystikers, der sich dadurch auszeichne, dass er sich von der „Ichsucht“ befreite, indem er die „Gedanken, Nöte und Sorgen“ aller Mitgeschöpfe wahrnahm und sich dadurch auf Gott und seine Schöpfung hin selbst überschritt (218). Das Leben, das aus der mystischen Umkehr für Franz von Assisi folgte, ist zeitlos aktuell und kann daher Orientierung für heute geben: ein einfaches Leben im Einklang mit Gott, Mensch, Tier und belebter wie unbelebter Natur.

Michaela Bill-Mrziglod

Franz-Xaver Kaufmann
Katholische Kirchenkritik

Luzern: Edition Exodus. 2022
192 Seiten
20,00 €
ISBN 978-3-907386-00-2

„Kirche begreifen“ – so hieß 1979 der erste Sammelband des Schweizer Soziologen Franz Xaver Kaufmann mit Aufsätzen zu Formen katholischer Vergesellschaftung und Institutionalität in der Moderne. Der nicht durch Weihrauch getrübbte Blick auf die kirchliche Sozialgestalt, auf Macht- und Abhängigkeitsverhältnisse, auf Verwaltungshandeln sowie auf Verflechtungsprozesse von Kirche und Gesellschaft war in den 1970er Jahren eine Form, die Impulse des Konzils aufzunehmen und zu fragen, wie es mit dem katholischen Christentum in Europa unter den Bedingungen der entfalteten Moderne weitergehen könne. Das Schicksal solcher innerkirchlichen Dienste katholischer Sozialwissenschaftler im Zeitalter der Pontifikate von Wojtyła und Ratzinger ist bekannt.

Nun ist erneut ein Sammelband mit Aufsätzen und Artikeln erschienen, die im Ganzen dem Diskurskontext der frühen 2010er Jahre zuzuordnen sind. Sie ergänzen und vertiefen eine bereits 2000 erstellte und 2011 unter dem Titel „Kirchenkrise“ erneut vorgelegte systematische Analyse zur Zukunftsfähigkeit des lateinischen Christentums. Kaufmann ist also beim Thema geblieben. Aus diesem Grund muss allerdings auch die mit dem Titel u. U. verbundene Erwartungshaltung enttäuscht werden. Im vorliegenden Buch findet sich nämlich keine übersichtliche, für den alltäglichen Reformdiskurs funktionale Darstellung binnenkirchlicher Gravamina, wie sie zuletzt der „Synodale Weg“ erbracht hat, sondern vielmehr die soziologisch grundierte Kritik des Katholiken Kaufmann an seiner Kirche.



Im Ganzen werden drei Themenfelder sichtbar: allgemeine religionssoziologische Reflexionen, Analysen des Systems Kirche, Überlegungen zur Missbrauchskrise. Tagesaktuelle Beiträge, etwa zur „Entweltlichungs“-Metapher Benedikts XVI., zum „Theologen-Memorandum“ von 2011 oder zur in der Außenwirkung katastrophalen Sodano-Adresse an den Papst im Kontext der Missbrauchsdebatte ergänzen die Analysen. Interessant ist der letzte Abschnitt des Buches, der sich der Problematik katholischer Intellektualität widmet. Schlagartig wird bewusst, was eben auch fehlt – ein katholisch inspiriertes und gleichwohl der Welt und ihren Ambivalenzen gerecht werdendes Denken, das jenseits binnenkirchlicher Selbstverständigung die Res Publica erreichen könnte.

Zwei Erkenntnisse wird der Leser aus der Lektüre mitnehmen, die ihm freilich auch aus anderen Veröffentlichungen des Autors her schon bekannt sein dürften: Die Macht in der lateinischen Kirche liegt Kaufmann zufolge seit geraumer Zeit bei der Kurie, einem ungeordneten, dem Zugriff des Papstes im Ganzen entzogenen Apparat, der nach eigenen ehernen Gesetzen funktioniert: Komplexitätsreduktion, Zentralisierung, Kontrolle, Verrechtlichung von Religion, Unterscheidung von Innen und Außen: „Der Vatikan liebt klare Verhältnisse.“ (39) Der „römische Geist“ verfehlt damit nicht nur berechnete Erwartungen an subjektbezogene Religiosität und an Subsidiarität in der Kirche, sondern plant die katholische Pluralität in bislang nicht gekannter Weise ein. Eine Gesundung der Kirche setzt deshalb eine Selbstbeschränkung römischen Handelns voraus, insbesondere im Bereich der Moraltheologie. Der Soziologe im hoffenden Katholiken Kaufmann ist freilich skeptisch, dass die inhärente Logik des römischen Systems sich jemals wird außer Kraft setzen lassen.

Die gleiche Skepsis betrifft die sozialen Voraussetzungen für die Tradierung bzw. Gewinnung eines motivkräftigen Glaubens. Bislang sei noch keine Antwort gefunden worden auf die Frage, wie nach dem Zerfall des katholischen Milieus und der Überwindung zentraler christlicher Anschauungen an die Zivilgesellschaft der Kern des Glaubens weitergegeben werden könne. Weder haben die immer wieder ins Spiel gebrachten „Hausgemeinden“ bislang etwas bewirken können, noch ist von der kirchlichen „Delokalisierung“, dem Rückbau des Pfarreinetzes, Zukunftsweisendes zu erwarten. Hinter den Visionen, Planungen und Aktionsformen wird viel Ratlosigkeit sichtbar. Insofern sei bis auf Weiteres – so Kaufmann – die Profilierung unterschiedlicher Christentümer gewinnbringender als eine Einheitsökumene.

Das katholische Deutschland verdankt dem mittlerweile 90jährigen Franz Xaver Kaufmann sehr viel, nicht zuletzt die Einsicht, dass eine Epoche unweigerlich an ihr Ende gekommen ist.

Günter Nagel

Thomas Großbölting
Die schuldigen Hirten
Geschichte des sexuellen Missbrauchs
in der katholischen Kirche

Freiburg: Herder Verlag. 2022
288 Seiten
24,00 €
ISBN 978-3-451-38998-6

Im Jahr 2022 erschien eine umfangreiche Studie zu sexuellem Missbrauch im Bistum Münster und dem amtskirchlichen Umgang damit, an welcher Thomas Großbölting zusammen mit vier anderen Autoren mitgearbeitet hat (Bernhard Frings / Thomas Großbölting / Klaus Große Kracht / Natalie Powroznik / David Rüschemschmidt: Macht und sexueller Missbrauch in der katholischen Kirche. Betroffene, Beschuldigte und Vertuscher im Bistum Münster seit 1945, Freiburg 2022). Mit der vorliegenden Monografie legt der Autor die Quintessenz dieser Studie vor. Anders als der Haupttitel zunächst suggeriert, blickt er dabei nicht nur auf die „Hirten“, also klerikale Täter und deren Vorgesetzte in der Bistumsleitung, sondern auch auf das Umfeld, in dem Missbrauch vorkam, auf Strukturen und systemische Zusammenhänge. Dabei sind Seitenblicke über das Bistum Münster hinaus enthalten, etwa nach Irland, in die USA und weitere Länder – die Geschehnisse in Deutschland bilden jedoch den Hauptreferenzpunkt.



Nach zwei einleitenden Kapiteln, in denen der Autor sich mit den Definitionen von Missbrauch und der Chronologie der Missbrauchsaufdeckung und -aufarbeitung in der katholischen Kirche seit 2010 befasst, widmet er sich im dritten und umfangreichsten Kapitel den „Formen und Dynamiken des Missbrauchs“ (79–150). Ausgehend von einer konkreten Fallgeschichte fächert Großbölting diverse Aspekte auf: den Fall selbst, den Blick auf Betroffene sowie das Handeln bzw. Nicht-Handeln der Vertuscher, insbesondere in den Bistumsleitungen. Auch die Rolle und die Verantwortung der sogenannten Bystander, also der möglichen Mitwisser, Mit-Ahnenden und „Zuschauer“ im sozialen und kirchlichen Umfeld, etwa Eltern, Verwandte, Freunde, Pfarrhaushälterinnen und kirchliche Mitarbeitende, werden ausführlich betrachtet (141–150).

Erschütternd zu lesen ist, „wie wenig die Betroffenen zum Zeitpunkt des Geschehens im Fokus der Aufmerksamkeit standen“, wie Großbölting selbst bilanziert (88). Vom konkreten Fall gelangt der Autor zu den systemischen Fragen nach dem Umfang des Missbrauchs in der katholischen Kirche sowie insbesondere zu den Grundbedingungen, die Missbrauch gerade in der katholischen Kirche ermöglichen (102–116), wie beispielsweise eine rigide, tabuisierende Sexualmoral (110–111). Die langfristigen negativen Folgen des Missbrauchs für das Sozial- und Beziehungsleben von Betroffenen werden klar benannt (107).

Deutlich räumt Großbölting mit dem – wissenschaftlich längst widerlegten, aber dennoch nicht nur innerkirchlich weiter bestehenden – Vorurteil auf, es gebe einen direkten Zusammenhang von homosexueller Neigung und Missbrauch (119). Im Gegenteil weist er auf die katholische Homophobie als indirekten Ermöglichungsfaktor für Missbrauch hin, insofern die Tabuisierung von Homosexualität Missbrauch begünstige und Vertuschung fördere (119–120).

Den systemischen Fragen nach den sogenannten Ermöglichungsbedingungen von Missbrauch in der katholischen Kirche widmet Großbölting ein eigenes, großes Kapitel (151–207), in dem besonders die einseitigen und intransparenten Macht- und Entscheidungsstrukturen, eine unprofessionelle Personalführung und „mangelnde Distanz zu den Tätern“ sowie fehlende Sensibilität für die Betroffenen auf Seiten der Bistumsleitungen aufgezeigt und deutlich kritisiert werden (158–167, Zitat 166). Mehrfach und ausführlich konstatiert der Autor für weite Teile der katholischen Sexualmoral und den tatsächlichen Umgang mit den Zölibatsvorschriften durch den Klerus eine „Bigotterie und Doppelbödigkeit“, die Missbrauch, Verschweigen und Verdrängen zwar nicht direkt begründet und verursacht, aber indirekt ermöglicht und begünstigt hätten (Zitat 121, zudem 155, 195–207).

Im Schlusskapitel, das Resümee und Ausblick bietet, zieht der Autor kritische Schlussfolgerungen hinsichtlich zukünftiger „Aufarbeitungsszenarien“. Dabei benennt er unter anderem die Grenzen wissenschaftlicher Studien, das (zu) langsame Agieren des Staates sowie die offenen Probleme der Kirche, etwa das Priesterbild, die Machtkonzentration auf wenige Entscheider und die tabuisierende Sexualmoral (209–237).

Thomas Großbölting legt mit seiner Monografie eine gut lesbare, konzise geschriebene zeithistorisch ausgerichtete Darstellung zum Thema „Missbrauch in der katholischen Kirche“ vor, die Kontexte verdeutlicht und auf systemische Zusammenhänge hinweist. Zwar erscheint mancher Gedankengang dem Rezensenten etwas zu schnell gefasst und nicht immer ganz überzeugend, beispielsweise die Überlegungen zu einem möglichen Zusammenhang zwischen der Veröffentlichung der Enzyklika „Humanae vitae“ im Jahr 1968 und der Missbrauchsvertuschung (207). Insgesamt weisen die kritischen Analysen und klaren Schlussfolgerungen jedoch deutlich auf die wissenschaftlich erkannten, innerkirchlich wie gesellschaftlich aber teilweise weiterhin blinden Flecken im Kontext des Missbrauchs und des Umgangs damit hin. So bietet die vorliegende Monografie einen wichtigen Beitrag zum Thema „Missbrauch in der katholischen Kirche“ und dessen wissenschaftlicher Aufarbeitung.

Martin Belz

Carmen Roll, Christoph Kürzeder, Steffen Mensch,
Marc-Aeilko Aris (Hg.)

Verdammte Lust!

Kirche. Körper. Kunst.

Katalog

München: Hirmer Verlag. 2023

453 Seiten m. farb. Abb.

49,90 €

ISBN 978-3-7774-3604-3



Vom 5. März bis 29. Mai 2023 präsentierte das Diözesanmuseum Freising unter dem Titel „Verdammte Lust!“ eine Sonderausstellung. Sie möchte – in der noch andauernden Aufarbeitung von sexuellem Missbrauch an Kindern und Jugendlichen durch Kleriker und in der aktuellen Auseinandersetzung um die Normen katholischer Sexualmoral – nachzeichnen, wie die theologische Lehre in Bildprogramme umgesetzt wurde und zugleich Künstler Wege fanden, innerhalb dieses Rahmens ihrem eigenen Verständnis von Nacktheit, Körperlichkeit, Sexualität und Lustempfinden Raum zu geben.

Der Katalog zur Ausstellung versammelt mehr als 150 Exponate – Gemälde, Druckgraphiken, Devotionalien, Votivgaben, Paramente, Vasa Sacra und Archivalien – mit kurzen erläuternden Texten, um sie kunstgeschichtlich, theologisch, philosophisch und soziokulturell zu verorten, gruppiert um acht Themenbereiche. Die sich wandelnden Darstellungen der Körperlichkeit Christi, Mariens und diverser exemplarischer Heiligengestalten, mit Schwerpunkt vom 16. bis 18. Jahrhundert, veranschaulichen gesellschaftliche Veränderungen, philosophische Paradigmenwechsel und theologische Akzentsetzungen. Immer wieder stößt der Leser dabei auf die zentrale Bedeutung augustinischer Erbsündenlehre, humanistischer Philosophie, antiker Misogynie in ihrer christlichen Weiterführung als Vorbehalt gegen die Frau als Einfallstor der Sünde durch sexuelle Verführung und auf die Dominanz des männlichen Blicks. Er kann die künstlerische Bearbeitung von Bildthemen über Epochen hinweg verfolgen und wird Zeuge, wie sich Körperlichkeit und Sexualität aus ihrem religiösen Erzählrahmen emanzipieren und beginnen, zu eigenständigen Bildthemen zu avancieren.

Es verwundert hingegen, dass das 19. und 20. Jahrhundert nur durch Archivalien repräsentiert und die Gegenwart lediglich durch ein einziges Werk vertreten ist. Das könnte zu der irrigen Annahme verführen, die theologische Anthropologie und Ethik sowie die lehramtlichen Verlautbarungen hätten seit Jahrhunderten auf ihren Positionen unverändert verharret. Die Herausgeber waren sich dieser Schwierigkeit selbst bewusst, geben sie im Vorspann zum letzten Themenbereich unumwunden zu, dass die Wahrnehmung der Vergangenheit natürlich aus dem Blickwinkel heutiger Debatten geschehe, die daraus gewonnenen Bilddeutungen perspektivisch eingefärbt und zukünftige Positionen in diesem Themenbereich schwer zu entwickeln seien.

Den Katalog zu einem Leseerlebnis macht es, dass durch die Begleittexte der Blick geschult wird, Komposition und Details von Bildwerken wahrzunehmen, die ansonsten übersehen würden und unverstanden blieben, weil es auf den ersten Blick scheinen mag, in einer endlosen Schleife verschiedener Stile werde ein und dasselbe nur ohne inhaltliche Inspiration und Innovation wiedergekaut. Gleich ob eine antike Götterskulptur dem Menschen Fruchtbarkeit verheißt und zu lustvoller Ausübung seiner Geschlechtlichkeit animiert, die ihr Pendant in christlichen Amulettketten, aus der Volksfrömmigkeit geboren, findet, oder eine christliche Bildtafel den Siegeszug der Keuschheit zelebriert mit der gefesselten Figur Amors zu ihren Füßen oder eine gedankliche Linie zu antiken Philosophen zieht, die den Affekten misstrauten und der Vernunft den Vorzug vor der Körperlichkeit gaben – eines bezeugen alle Kunstwerke: Auch die körperliche Lust bedarf der Kultivierung. Kunstwerke sind Teil dieses Kultivierungsprozesses. Gesellschaft, Kirche und Kunst beeinflussen sich und fordern einander heraus. An der Kunst wird sichtbar – anhand der im vorliegenden Katalog versammelten Werke zumindest bis ins 18. Jahrhundert –, wie lebendig diese Kommunikation ist. Wird Lust verdammt, misslingt die Kultivierung. Reinhard Kardinal Marx beschwört als Schirmherr der Ausstellung in seinem Vorwort die positiven und befreienden Perspektiven christlicher Anthropologie. Es stimmt nachdenklich, dass dazu bei der Auswahl und Deutung der Kunstwerke kein passendes Bildmaterial gefunden worden ist.

Stefan Scholz

Carmen Roll, Christoph Kürzeder, Steffen Mensch,
Marc-Aeilko Aris (Hg.)

Verdammte Lust!

Kirche. Körper. Kunst.

Essays

München: Hirmer Verlag. 2023

215 Seiten m. farb. Abb.

39,90 €

ISBN 978-3-7774-3608-1

In zwanzig Essays entfaltet der vorliegende Band ein breit angelegtes Sittengemälde des abendländischen Christentums von der Spätantike bis ins 19. Jahrhundert. Er kann, unabhängig vom Katalog der gleichnamigen Ausstellung, als in sich geschlossenes Werk gelesen werden.

Der durch die Sünde der Ureltern geschwächte Wille zum Guten lässt den Menschen seither im Geschirr seiner Affekte und Leidenschaften als deren Sklave einhergehen (Augustinus). Die Menschwerdung Gottes in Jesus Christus, sein Tod am Kreuz und seine Auferstehung heilen diese schwärende Wunde im Wesen des Menschen. Die folgenden Jahrhunderte deuten die Lehre des Augustinus von der Ursprungssünde als primär moralischen Defekt. Askese im Sinne der Abtötung des Leibes und seiner sexuellen Begehrlichkeit wird zum Ersatz für das Martyrium, das den Glaubenszeugen Christus ähnlich macht. Antike stoische Unberührtheit von Leid und Leidenschaften im Verbund mit christlicher Keuschheit als Selbstkasteiung schreiben das Ideal mönchischen Lebens auch dem Leben des Diözesanklerus ein. Die seelische Unschuld der Kinder und ihre Unberührtheit von sexuellem Begehren macht sie zu Vorbildern des seit dem Vierten Laterankonzil zur Ehelosigkeit und Enthaltensamkeit verpflichteten Klerus. Die Renaissance rehabilitiert die Schönheit der Körper und die Macht des liebenden Begehrens, dass Liebschaften zur Rechten und Linken auch für Kleriker salonfähig werden, bis die Gegenreformation den zölibatär lebenden Kleriker als Gegenbild zum verheirateten protestantischen Pastor erhebt.



Im Zeitalter des Barock und Rokoko werden Missstände in der Lebensführung der Geistlichkeit zwar dokumentiert, aber nur halbherzig geahndet. Erst ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhundert wird der keusche Kleriker zum Inbegriff jenes katholischen Weltbildes, das sich gegen Modernismus, Relativismus und Gottesleugnung stemmt. Die Keuschheit des katholischen Geistlichen wird zum Inbegriff einer religiösen Gegenwelt zu einer gottvergessenen Zeit.

In diesem Kontext entfalten die einzelnen Essays lebendige Panoramen zeitgenössischer Lehre und zeitbedingten Lebens in ihrem Zwiespalt zwischen Ideal und Wirklichkeit. Der Leser taucht ein in vergangene Jahrhunderte und hat den Eindruck, der Wirklichkeit seiner Zeit zu begegnen. Überaus spannend und gut lesbar wird der Interessierte auf eine Zeitreise mitgenommen, die ihm ein Gespür vermitteln mag, wie schmal der Grat zwischen glaubwürdig gelebter Berufung und nüchterner Praxis ist. Aus der Vergangenheit überfallen einen die Probleme der Gegenwart. Die Praxis vergangener Tage hat die gegenwärtige Zeit überdauert – nüchterne Erkenntnis aus der Lektüre der Essays. Der Blick ins Vergangene weckt ein Gespür in den gegenwärtigen Diskussionen, dass plakative Lösungsansätze zu kurz greifen. Sexuellem Begehren eignet eine unberechenbare Kraft, deren produktive und disruptive Kräfte sich erst enthüllen, wenn persönliche Biographien sich durchbuchstabiert haben werden in jenem Spannungsfeld, das aufgemacht wird durch das Evangelium: zu sich selbst kommen, um von sich selbst abzusehen. Unbedingt lesenswert, dieser Essayband!

Stefan Scholz

Michael Blume

Rückzug oder Kreuzzug?

Die Krise des Christentums und die Gefahr des Fundamentalismus

Ostfildern: Patmos Verlag. 2022

157 Seiten

19,00 €

ISBN 978-3-8436-1332-3

Banken- und Finanzkrise, Flüchtlingskrise, Klimakrise, Coronakrise, Ukraine- und Energiekrise. Die Welt befindet sich seit Jahren nahezu konstant im Krisenmodus. Die Zukunftsperspektiven sind bestenfalls unklar, häufig apokalyptisch. Auch das Christentum ist in der Krise – zumindest in Deutschland und Europa, ganz zu schweigen von der katholischen Kirche, die jedes Jahr Tausende ihrer Mitglieder verliert und nur wenige hinzugewinnt.

Quo vadis, Christentum?, fragt deshalb Michael Blume, Religions- und Politikwissenschaftler und Beauftragter gegen Antisemitismus in Baden-Württemberg. In seinem neuesten Buch, das der Vertrauenskrise des Christentums gewidmet ist, dabei aber die vielen Krisen der Gegenwart nicht unberücksichtigt lässt, entwickelt Blume eine Prognose zur Zukunft der größten Weltreligion und schließt damit seine Religionstrilogie ab, in der er sich zunächst mit dem Islam und dann mit dem Antisemitismus befasst hatte. Aber auch seine Überlegungen zu Verschwörungsmythen, publiziert ebenfalls in einem eigenen Band, spielen in das schmale Buch hinein, das mit einer nützlichen Zusammenstellung von Personen- und Sacherklärungen abschließt, die es Blume ermöglicht, sich ganz auf die Entwicklung seiner Argumentation zu konzentrieren, statt sich in Definitionsfragen zu verlieren. Diese Argumentation, die in die abschließende Prognose mündet, ist durch einen Zweischritt gekennzeichnet: Auf den einleitenden pointierten Situationsbefund folgt in vier Hauptkapiteln eine (religions-)geschichtlich weit bis in die Anfänge der Schrift ausgreifende und dennoch bis aufs Äußerste verdichtete „Umkreisung“ des Themas: ein Rückblick im Dienst des Aus-



blicks. Methodisch zeigt sich Blume besonders von Hans Blumenberg inspiriert, neben Karl Popper und Marshall McLuhan sein Hauptgewährsmann.

Ausgangspunkt von Blumes Argumentation ist die These, dass mit dem Zusammenbruch der uns bekannten Welt eine Transformation von Mythologien, Überzeugungen, Religionen und nicht zuletzt der Kirchen verbunden sei. An die Stelle des von ihnen angebotenen und gesicherten Zukunftsvertrauens sei, bedingt durch Digitalisierung und Klimakrise, eine regelrechte Angst vor der Zukunft getreten – eine Angst, die sich den bewährten Bewältigungsstrategien entziehe und neue Formen der Rationalisierung erfordere. Für hilfreich hält Blume in diesem Zusammenhang die Philosophie, die er mit Blumenberg als „Disziplin der Aufmerksamkeit“ versteht (13). In einer Welt digital beschleunigter Wahrnehmungsprozesse gelte es, die „Intensität des Hinschauens“ (14) einzuüben, und das heißt: die Phänomene von allen Seiten zu beschreiben, sodass die Panik beherrschbar werde und sich Wege aus der Krise zeigten. Diese Intensität des Hinschauens begreift Blume als Antidoton gegen die beiden

hauptsächlichen Gefahren, denen das Christentum – und nicht nur es allein – heute ausgeliefert ist. Sie werden bereits im Titel des Buches einander gegenübergestellt: Rückzug oder Kreuzzug. Der Mensch im Rückzug, auf den Blume in seinem Buch aber nur am Rande eingeht, verweigert sich der Komplexität der Phänomene, indem er sich in den privaten Schutzraum eines Neo-Biedermeier zurückzieht und nichts mehr von der chaotischen Welt da draußen wissen will. Der Mensch auf dem Kreuzzug dagegen löst die Komplexität der Welt auf, indem er die Phänomene in Gut und Böse unterteilt und die jeweilige Gegenseite aggressiv verfolgt. Auf einen solchen „pathologischen Dualismus“ führt Blume sämtliche Formen des religiösen, säkularen und gewalttätigen Extremismus zurück, die er, Huntingtons These vom Kampf der Kulturen zurückweisend, überall auf der Erde erkennt, nicht selten innerhalb ein und desselben Landes.

Der vorverurteilende Dualismus, entfesselt besonders in den sozialen Medien, ist für Blume Nährboden und Motor für Verschwörungserzählungen aller Art, mit denen sich der Mensch – und hier greift er auf Popper zurück – der „Last der persönlichen Verantwortung“ entziehe. Als Gefahr wohnt er selbst seinem Gegenprinzip, dem Monismus, inne, der, durch mediale Umbrüche wie Buchdruck, Radio, Film und Digitalisierung begünstigt, in Historizismus umzuschlagen drohe. Dieser Gefahr könnten aufgeklärte Kirchen-, Religions- und Weltanschauungsgemeinschaften entgegenwirken, indem sie sich – im Sinne von Poppers „offener Gesellschaft“ – von „dualistische[n] Kampfgemeinschaften“ in „einander unterstützende und soziale Arbeit leistende Netzwerke von Weggefährterinnen und Weggefährten, ja Pilgerinnen und Pilgern“ verwandeln (43). Blume verknüpft die Zukunft des Christentums insofern

mit der anderer Religionen – in der Überzeugung, dass sie alle gleichermaßen am Scheideweg stünden und die Krisen nur gemeinsam überstehen könnten. Da aber jede Religion seiner Ansicht nach eine eigene interdisziplinäre Betrachtungsweise verdient, nimmt Blume die (Vor-)Geschichte des Christentums gesondert in den Blick, freilich „inklusiv“, in enger Bezugnahme auf andere Weltanschauungen und Religionen, vor allem das Judentum, und interdisziplinär: religionsgeschichtlich und -geografisch, kunsthistorisch und medienpsychologisch.

Diese Kapitel sind die problematischsten des Buches, da sie die Argumentation kaum voranbringen und – auch und gerade wegen ihres beschränkten Umfangs – jede Menge Fragen aufwerfen. Die These, dass das vokalisierte griechische Alphabet mehr und mehr Menschen eine individuelle Leseerfahrung gestattet habe, ist z.B. mit Blick auf die geringen Alphabetisierungsraten in Antike und Mittelalter und die jahrhundertelange Praxis des gemeinsamen, lauten Lesens zu differenzieren. Dass hinter der „Freude am schnellen Lesen“ und der „Faszination möglichst kristallklarer Gedanken“, die die japhetitischen Alphabete vermitteln, bereits der Dualismus lauere, scheint empirisch kaum belegbar und geistesgeschichtlich heikel. Für die angestrebte Prognose fallen aus diesen Umkreisungen kaum Erkenntnisse ab – außer derjenigen, dass das Christentum Krisen schon immer produktiv bewältigt hat. Es ist auch nicht klar, warum es für Blumes Argumentation unbedingt notwendig ist, herauszuarbeiten, warum Jesus im Kleinstaat Israel und nicht im größeren China aufgetreten ist. Dieser Einwand gilt noch stärker für das (an sich durchaus lesenswerte) Kapitel über Jeschua Christus, in dem Blume die einstige Diskussion um Liebermanns „Der zwölfjährige Jesus im Tempel“ im Spannungsfeld zwischen

askenasischen Juden und deutschsprachigen Christen nachzeichnet und sich z.T. in marginalen Details verliert (wie z.B. Prinz Luitpolds Begegnung mit den Eltern Liebermanns).

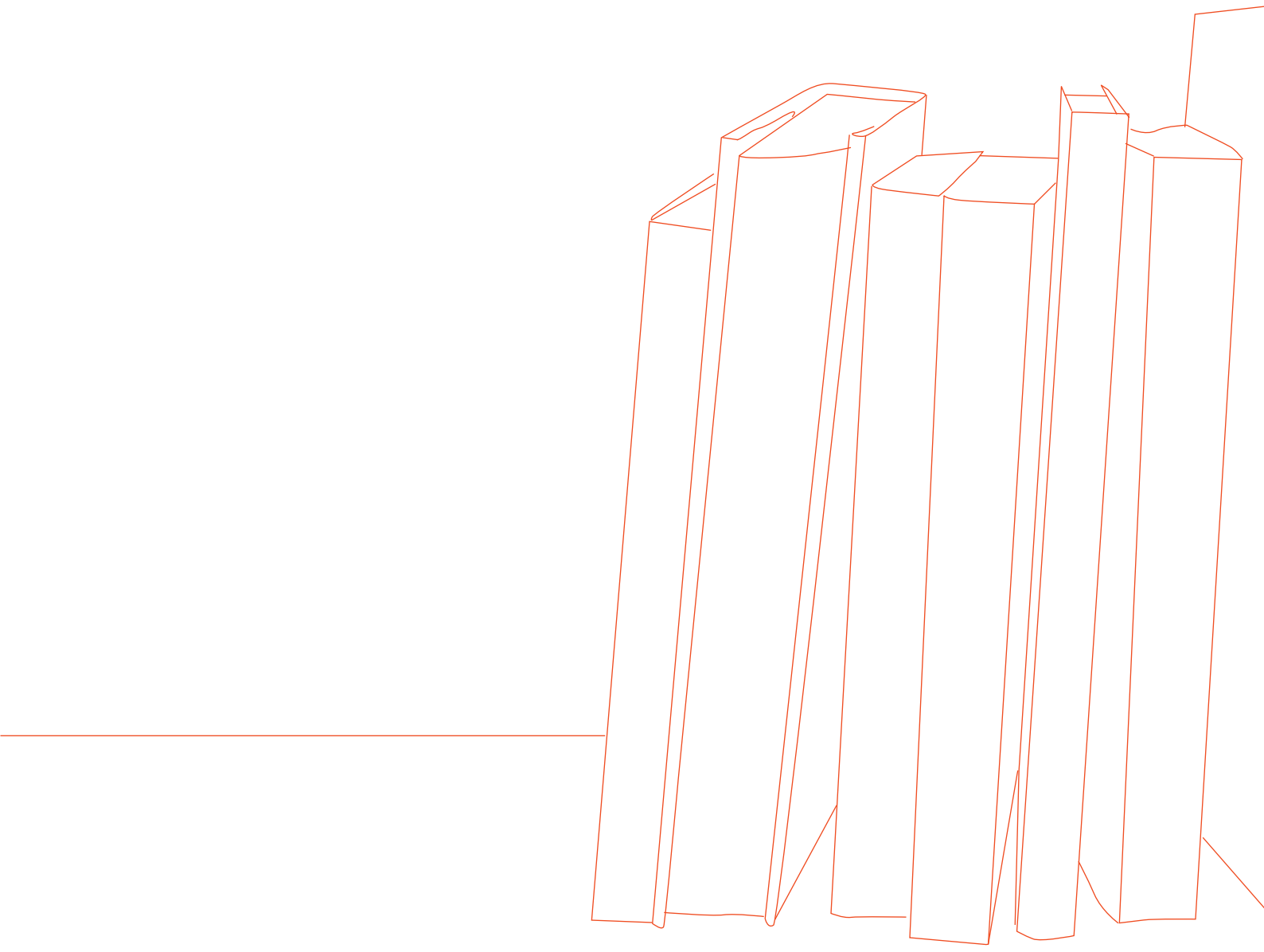
Etwas überzeugender, wenngleich nicht durchgängig, fällt die abschließende Prognose aus. Blume überwindet die Polarität der beiden angedeuteten Zukunftsmöglichkeiten des Christentums, die er jetzt mit den Begriffen der monistischen Säkularisierung und dualistischen Radikalisierung fasst, zugunsten eines dritten Weges und stellt den Sieg des Kulturchristentums in Aussicht. Der Begriff bleibt allerdings schillernd. Christen, schreibt Blum, werden Star Wars und Harry Potter genießen, dabei aber im Gegensatz zu ihren Mitmenschen um die mehr oder weniger offensichtlichen Übernahmen christlicher Mythen oder Erzählungen wissen. Sie werden sich zudem auf ihre semitischen Wurzeln besinnen – auch auf die Interreligiosität des Noah-Bundes. Während Letzteres gewiss eine lebensbedeutsame kulturelle Kraft entfalten kann, ist Ersteres schon heute für viele Christen irrelevant und wird es auch in Zukunft sein.

Ähnlich zwiespältig zu bewerten ist Blumes Prognose, dass sich künftig regionale, monistische und multireligiöse „Archen“ entwickeln werden, die sich gegenüber den aussterbenden Religionen behaupten können. Zumindest angesichts der (trotz aller interreligiösen Bemühungen) noch immer existierenden Vorbehalte zwischen Christen, Juden und Muslimen und auch religiös motivierter Nationalismen wie in Polen und Italien erscheinen multireligiöse Archen bisher nicht allzu wahrscheinlich, zumindest nicht flächendeckend. Überhaupt geht es Blume mehr um die Gemeinsamkeiten als um die Unterschiede zwischen den Religionen, und dabei verlässt ihn

punktuell der Wille zur Intensität des Hinschauens (Noah-Bund, Judentum, andere Religionen und Weltanschauungen und die Kreuzigung Jesu als „authentische Anrufe“, der Verantwortung vor Gott gerecht zu werden).

Zu Recht hebt Blume allerdings die Bedeutung der neuen digitalen und virtuellen Formen kirchlicher Verkündigung hervor, wobei er m. E. umgekehrt die Bedeutung der digitalfreien Zeit als künftiges Unterscheidungskriterium monistischer Kirchengemeinden von ihrer Umwelt überschätzt. Doch auch das ist nur eine Gegenprognose, deren Richtigkeit oder Falschheit die Zukunft erweisen wird, eine Zukunft, in der die Krisen – so ist mit Blume zu hoffen – ihr schöpferisches, nicht ihr zerstörerisches Potential entfalten mögen.

Alexander Schüller



Gesine Schwan
Warum ich die Hoffnung nicht aufgebe
Ein Gespräch mit Holger Zaborowski

Ostfildern: Patmos Verlag, 2023

160 Seiten

22,00 €

ISBN 978-3-8436-1450-4

Vielen dürfte die vielfach ausgezeichnete Politikwissenschaftlerin, Universitätspräsidentin, Koordinatorin der Bundesregierung für die grenznahe und zivilgesellschaftliche Zusammenarbeit mit Polen, Leiterin der Grundwertekommission der SPD und amtierende Präsidentin der Berlin Governance Plattform Gesine Schwan vor allem durch ihre zweimalige Kandidatur für das Amt des Bundespräsidenten und 2019 für den Parteivorsitz der SPD bekannt sein. Anlässlich ihres 80. Geburtstags ist nun ein Gesprächsband erschienen, der ihren christlichen Glauben als Grundlage ihres wissenschaftlichen und politischen Engagements herausstellt. Im Gespräch mit Holger Zaborowski, Theologe, Philosoph sowie Klassischer Philologe und Lehrstuhlinhaber für Philosophie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Erfurt, gibt Gesine Schwan tiefe Einblicke in das, was sie denkt, bewegt und trägt. Es ist ein Austausch buchstäblich über Gott und die Welt, der keinem starren Plan folgt, sondern sich vom Gedankengang leiten lässt.

Im ersten von insgesamt drei Teilen wirft Gesine Schwan einen kritischen Blick auf Politik, Gesellschaft und Medien. Bei vielen Menschen herrsche das Bewusstsein vor, dass Politik eine Sache von Profis sei, die dafür gewählt und bezahlt würden. Aber: „Wir sind in der Politik keine Kunden, die sich Schuhe kaufen; wir sind verantwortliche Bürger und Bürgerinnen.“ (34). Gegen das verbreitete Gefühl der Ohnmacht plädiert sie für Programme echter Teilhabe, die Vertrauen zurückgewinnen, etwa in Form eines Kommunalen Entwicklungsbeirats.



Der zweite, sehr persönliche Teil des Gesprächs dreht sich um Glaube und Kirche. Ihr politisches Engagement, so sagt Gesine Schwan, sei im Wesentlichen von den Grundprinzipien der katholischen Soziallehre geprägt. Ihre Mutter war katholisch, der Vater aus der evangelischen Kirche ausgetreten, die Kinder gehörten keiner Kirche an. Gesine entschied mit etwa 14 Jahren, regelmäßig zur Messe zu gehen in dem Gefühl, dass „das, was dort verkündet wird, für mein Leben zentral“ ist (49). Nach der Schulzeit ließ sie sich katholisch taufen, hörte in Freiburg Vorlesungen bei dem Religionsphilosophen Bernhard Welte, gehörte zu einem Kreis des Moraltheologen Franz Böckle, ließ sich in ihrer Promotion bei Wilhelm Weischedel vom religionskritischen polnischen Philosophen Leszek Kołakowski herausfordern, für den sie 1977 auch die Laudatio bei der Verleihung des Friedenspreises des deutschen Buchhandels

hielt. Entscheidend ist für Gesine Schwan, dass ihr Glaube mit der Freiheit zu denken und zu zweifeln in Einklang zu bringen ist, unabhängig von kirchlichen Autoritäten. Diese Freiheit sieht sie in der Theologie des Thomas von Aquin grundgelegt. Wie sehr sie Liturgie und Gebet auch durch schwere Zeiten tragen, wird deutlich, wenn sie in berührenden Worten von der langen Krebserkrankung und dem Tod ihres ersten Mannes Alexander Schwan und dem Tod ihres Bruders spricht. Der katholischen Kirche heute attestiert Gesine Schwan, dass durch die Fixierung auf die Sexualmoral und das Beharren auf ihrem Selbstwert der „Sinn für die Frage nach dem Eigentlichen, nach der ‚Frohen Botschaft‘ – dem Evangelium – verlorengegangen“ sei (36). Doch ein Austritt kommt für sie nicht in Frage, weil ohne Kirche der Glaube „versanden“ würde (41; 71). Den Synodalen Weg hält Gesine Schwan für notwendig, sieht für sich darin aber keine Aufgabe.

Der dritte Teil des Gesprächs gewinnt seine Stärke dadurch, dass er verschiedene Stränge ihres Denkens verbindet: Freiheit nicht nur als Konzept, sondern als Idee einer intellektuell wie emotional starken Persönlichkeit. Bildung als Aufgabe, Urteilskraft und Verständigungsfähigkeit mit anderen zu entwickeln. Die Sicherung der Menschenwürde als zentrale politische Aufgabe. Gesine Schwan treibt um, wie sich demokratische Politik unter den Bedingungen einer globalisierten Ökonomie noch legitimieren lässt und wie eine humane europäische Flüchtlingspolitik bis in die Kommunen hinein aussehen könnte. Dabei geht sie mit der Politik der EU hart ins Gericht – jüngst auch mit der amtierenden Bundesregierung (SZ vom 30. Mai 2023).

Die Stärke des Buches liegt in seinem echten Gesprächscharakter (der über Redundanzen oder die große Zahl erwähnter Personen und Positionen hinwegsehen lässt), durch den wir gleichsam mit am Tisch sitzen. Da bleibt der Impuls nicht aus, an manchen Stellen selber nachhaken oder widersprechen zu wollen. Wer Lust hat, mehr über Gesine Schwan zu erfahren, wie sie denkt und was sie antreibt, wird das Buch mit Gewinn lesen können. In jedem Fall ist es ein beeindruckendes Plädoyer für eine Grundhaltung der Hoffnung, die sich aus der christlichen Zuversicht speist, dass es immer einen Weg geben wird und wir ihn finden werden, „weil der Glaube uns möglich macht, ins Offene zu gehen, also nicht nur dann etwas zu beginnen, wenn wir den Fahrplan von Anfang bis Ende schon kennen“ (40).

Dagmar Mensink

Helga Schubert
Der heutige Tag
Ein Stundenbuch der Liebe

München: dtv Verlagsgesellschaft. 2023
266 Seiten
24,00 Euro
ISBN 978-3-423-28319-9

Helga Schubert wurde 1940 in Berlin geboren, in der DDR als Literatin diskriminiert, und 2020 für eine Geschichte des Vorgängerbuches „Vom Aufstehen“ mit dem Ingeborg-Bachmann-Preis ausgezeichnet. Im neuen Titel erstaunt das aus der Zeit gefallene „Stundenbuch“, das üblicherweise täglich wiederkehrende Texte klösterlicher Gebete und Gesänge enthält. In der Tat: Die titellosen, oft nur wenige Seiten langen Kapitel öffnen intime Räume einer täglichen Routine. Diese besteht hier in keinem verbalisierten Gotteslob, sondern in den Beschwerden des Alltagslebens eines hochbetagten Paares – geschildert aus der Perspektive der pflegenden, über 80-jährigen Icherzählerin, die weitestgehend mit der Autorin identisch ist. Ein erneuter Ansatz, das Alter und seine Gebrechen literarisch aus der Tabuzone zu rücken?

Schon das vorangestellte Motto aus Matthäus 6,34 „Sorgt nicht für den anderen Morgen, denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen...“ konterkariert diese Vermutung. Mit einer tiefen Wertschätzung der Gegenwart beginnt auch das erste Kapitel: „Jede Sekunde mit dir ist ein Diamant, sagt Derden zu mir und umarmt mich, als ich morgens in sein Zimmer und an sein Pflegebett komme“ (7) – und dies nach 58 Jahren des Zusammenseins. Die große Intimität der Schilderungen lässt die Realität im Detail und ohne Beschönigung erkennen, wird nie voyeuristisch, sondern wahrt die Diskretion des liebevollen Blicks. Die Autorin beschreibt die Paarbeziehung trotz zahlreicher biographischer Rückblicke nicht als Verlust des Vergangenen, sondern als dessen Fortsetzung, als eine Phase der Liebe mit ihrer eigenen Würde und Schönheit. Das im umfassenden Sinne bio-graphische Buch beschreibt das Leben mit „Derden“, dem die Erzählerin als Studentin der Psychologie erstmalig als ihrem Uni-Dozenten be-



gegnete. Während sie mit Mitte 20 versuchte, sich aus einer unglücklichen Ehe mit einem notorischen Fremdgänger zu lösen, traf sie ihn zufällig wieder. In ihrer ersten Arbeitsstelle bei einer „Beratungsstelle für Nerven- und Gemütskranke“ des Berliner Stadtbezirkes Weißensee war Derden beauftragt, ihre Arbeit zu evaluieren. Er hörte ihr zu, als ihr 3-jähriger Sohn lebensbedrohlich erkrankte, und bot ihr an, von den Gummibärchen, die die Großmutter seiner Kinder aus dem Westen schickte, abzugeben. „Ich glaube“, so resümiert die Erzählerin, „es waren die Gummibärchen, die selbstverständliche Hoffnung aufs Weiterleben meines Kindes, die Ruhe und die Menschenfreundlichkeit Derdens, für die ich bis heute dankbar bin. Die mir Mut machten, mich aus dieser ersten und zerstörerischen Ehe zu lösen.“ (28) Das scheinbar Nebensächliche ist mitunter von nahezu sakramentaler Bedeutung, in einem Tütchen Gummibärchen materialisiert sich die Hoffnung auf Weiterleben. Im Vorgängerwerk erscheint

das titelgebende „Aufstehen“ sowohl als schlichte Handlung nach dem morgendlichen Aufwachen wie auch – angedeutet – als österliche Auferstehung. Die prosaische Verdichtung, in der sich Alltagsdetails und mystisches Wissen berühren, beherrscht Helga Schubert mit minimalistischer Präzision; damit berührt sie enorm, weil sie allseits Bekanntem seine Selbstverständlichkeit nimmt, um es als tägliches Geschenk sichtbar zu machen. Die schwierigen Phasen der Beziehung, in denen sich Derden nicht zur Scheidung entschließen konnte, verschweigen die Rückblicke nicht (vgl. 50): Das Durchstehen von Durststrecken, der Wille, aus Selbstachtung schmerzhaft Grenzen zu setzen und schlechte Gewohnheiten aufzubrechen – die Erzählerin stellte Derden damals ein Ultimatum – gehören zur Liebe.

Die ‚Helden‘ des Buches sind die Pflegekräfte, die nicht nur ihren Job machen, sondern zugleich trösten, Rat und Stabilität geben. So wie Pfleger Markus, der ermahnt, der Vergesslichkeit Derdens nicht zu sehr mit belehrenden Fakten zu begegnen, sondern „darauf zu achten, dass sie mit Liebe ausgesprochen werden“ (29). In Momenten der Angst und Hilflosigkeit, in denen sich Verwandte nicht zuständig fühlen, ist es eine Pflegerin, die die Erzählerin festhält und ihrer Präsenz versichert, komme, was wolle. Sie erscheinen gleichsam als ‚Engel‘ im „Stundenbuch der Liebe“, das ein Glaubenszeugnis im besten Sinne ist, wie ein gemeinsames Interview Schuberts mit ihrem Mann Johannes Helm belegt; Gott sei für sie „ein konstruktives Prinzip“ und der christliche Glaube ihre Kraftquelle trotz entgegengesetzter Sozialisation (Chrismon 07.2023, 22).

Im letzten Kapitel, in dem sich die Erzählerin mit dem nahenden Tod ihres geliebten Mannes auseinandersetzt, wird sie hypothetisch: Sie beschreibt, was sie getan hätte, wenn Derden ihr an diesem Morgen nicht geantwortet hätte, weil er eingeschlafen wäre. Die Aufzählung der konjunktivischen Handlungen endet mit der Gewissheit, dass sie wie in einem schwerelosen Traumzustand alles richtig gemacht hätte – und mit der abschließenden Wiederholung des Matthäus-Satzes, der morgende Tag werde für das Seine sorgen. Das Motto wird so zum Trost über den Tod hinaus, denn auch nach dem Sterben wird es tagen, wird sie ihn lieben und ihre Liebe erweisen.

Die Autorin löst die Liebe sowohl aus ihrem klassischen Ewigkeitsstreben, ihrem Antagonismus zur physischen Endlichkeit als auch aus der körperfixierten Erotik der Moderne. Den Aufruf Erich Fromms, der moderne Mensch solle sich der Liebe als einer Aufgabe stellen und ihre Kunst erlernen, hat Helga Schubert literarisch eingelöst. „[I]ch möchte zeigen“ schreibt Fromm, „daß es in der Liebe zu einem anderen Menschen überhaupt keine Erfüllung ohne die Liebe zum Nächsten, ohne wahre Demut, ohne Mut, Glaube und Disziplin geben kann“ (Vorwort zu „Die Kunst des Liebens“, 1956). In der lakonischen Schlichtheit seiner Sprache verbirgt „Der heutige Tag“ einen literarischen Durchbruch zu der tröstlichen und gleichwohl schwer zu fassenden Weisheit, die Schönheit des Momentes in der Hinwendung zum Flüchtigen und in ihm zum Geliebten als dem „Diamanten“ des Momentes zu erspüren.

Rita Anna Tüpper

Kathrin Müller

Das Kreuz

Eine Objektgeschichte des bekannten Symbols von der Spätantike bis zur Neuzeit

Freiburg: Herder Verlag, 2022

320 Seiten m. farb. Abb.

35,00 Euro

ISBN 978-3-451-38713-5

In unseren alltäglichen Zusammenhängen erscheint das Kreuz zunächst als Wort und (Bild-)Objekt unproblematisch. Redewendungen wie: „Es ist ein Kreuz mit ...“ oder: „XY trägt ein schweres Kreuz“ gehen uns leicht über die Lippen oder man nehme die Tatsache, dass die Ex-Kanzlerin ein „Groß-Kreuz“ als Orden verliehen bekam: Das Phänomen Kreuz regt in diesen Kontexten kaum zu einem strittigen Diskurs an. Es gibt jedoch Lebenszusammenhänge in Gesellschaft und Politik, in denen reale Spannungen zutage treten, etwa dann, wenn man realisiert, dass im Blick auf transnationale humanitäre Hilfeleistungen islamische Länder unter dem Titel „Roter Halbmond“ und Israel entsprechend unter dem „roten Davidstern“ statt unter dem Titel „Rotes Kreuz“ firmieren... Heftiges Konfliktpotential um das Kreuz als spezifisch christliches Sinnzeichen offenbart sich aber dann, wenn z.B. das deutsche Außenministerium jüngst anlässlich einer internationalen Konferenz im Münsteraner Friedenssaal ein altehrwürdiges Kreuz abhängen lässt.

Die Professorin für Bildkulturen des Mittelalters an der Humboldt-Universität Berlin hat nun eine höchst beachtliche Kunst- und Kulturgeschichte des allgegenwärtigen und zugleich komplexen, ja oft schwer verständlichen Symbols vorgelegt. In dieser bildgeschichtlichen Darstellung versteht sie es, die verschlungenen und ambivalenten Wege des Kreuzverständnisses herauszusezieren.



Das alles entscheidende Grundproblem in christlicher Frühzeit stellte dar: Der Tod am Kreuz war aus der Perspektive der römischen Besatzungsmacht eine grausame, vor allem aber eine bewusst herabwürdigende politisch-öffentlichkeitswirksame Folter- und Todesstrafe; aus der Sicht des alttestamentlichen Judentums war der am „Holzpfahl Hängende“ zudem ein explizit „von Gott Verfluchter“ (Dt 21, 22 f). Wie konnte es dann dazu kommen, dass aus dem schmachvollen Folter- und Hinrichtungsinstrument ein hoffnungsvolles Heils-, ja Triumph-Zeichen, dass aus einem zunächst offensichtlich verbrecherischen, gottfernen Gescheiterten ein Erlöser werden konnte?

Entscheidend für diese paradoxe Volte ist zunächst auf der Ebene der neutestamentlichen Kreuzestheologie, dass Jesus den Tod am Kreuz als Opfertod für die „gottlosen Sünder“ (Röm 5,6) freiwillig übernahm und damit das gestörte Mensch-Gott-Verhältnis mit einem Blut-/Bundesopfer versöhnte. So wird aus dem Signum des Fluches eines des Heils und Paulus interpretiert diese Paradoxie des Kreuzes als göttliche Provokation: Die Plausibilitätsstrukturen der Juden („Zeichen“) und der Griechen („Weisheit“) konterkariert die Kreuzesbotschaft: Vermeintliche Stärke und versöhnende Schwäche verkehren sich und läuten eine neue Weltordnung, den Beginn einer neuen Zeit ein. Das Kreuzzeichen begann so seinen Weg in den frühen Zeiten zunächst in kleinen Gesten wie dem Bekreuzigen der Stirn beim Taufritus und fand schließlich seinen großen Durchbruch mit dem Sieg Konstantins des Großen in der Schlacht an der Milvischen Brücke sowie mit der Inthronisation des Christentums als Staatsreligion. Dieser Vorgang offenbart jedoch die Schattenseite der militärisch-politischen Instrumentalisierung des Kreuzsymbols, später in den gewaltförmigen Kreuzzügen und in der Judenverfolgung. Weitere Auswüchse in späterer Zeit veranschaulicht die Autorin etwa am Beispiel des Reformators Luther: Die Kreuzzüge, aber auch deren zivile Form wie die private Pilgerreise ins Heilige Land waren mit skurrilen Ablassversprechen verbunden; selbst das rituelle Abschreiten von Kreuzwegen mit ihren Skulpturen/Bildstöcken in heimatlichen Gefilden waren Medien des Sündenstrafen-Erlasses. Diese Formen des Ablasshandels wurden von der Reformation auf dem Hintergrund der Sola-gratia-Lehre als Pervertierung des Rechtfertigungsgedankens strikt abgelehnt.

Die Autorin beendet ihren beeindruckenden objektgeschichtlichen Bilder-Bogen in unserer Jetztzeit mit Blick auf aktuelle Kreuzesdebatten, exemplarisch werden beleuchtet: das konfliktscheue Ablegen der Kreuz-Anhängerketten der deutschen Bischöfe Marx und Bedford-Strohm auf dem Tempelberg/Al-Aksa-Moschee in Jerusalem auf Aufforderung islamischer Geistlichkeit (anno 2016), die Querelen um bayerische Behördenkreuze (anno 2019) und die Streitigkeiten um das Kuppelkreuz auf dem Humboldt-Forum/Berlin (anno 2020).

Für die an der Materie Interessierten lässt das reich bebilderte Opus magnum kaum Wünsche offen; lediglich hätte man noch einen Blick auf aktuelle Kreuzesbilder der Gegenwartskunst richten können, die nicht selten gesellschafts- und kirchenkritisches Potential transportieren, um zu zeigen, dass eine Kreuzesdebatte auch unter heutigen Künstlern ernsthaft geführt wird. Trotzdem gehört diese hilfreiche Publikation in die Hände der Religionslehrenden, denn die detailgetreu abgedruckten Bildwerke des zentralen christlichen Symbols quer durch die Jahrhunderte werden mit präzisen Bildbeschreibungen und -interpretationen versehen und sind damit unterrichtspraktisch bestens zu vermitteln.

Gustav Schmitz

Stephanie Höllinger / Stephan Goertz
Sebastian
Märtyrer – Pestheiliger – Queere Ikone

Freiburg: Herder Verlag. 2023
238 Seiten m. Abb.
30,00 €
ISBN 978-3-451-39882-7

Die beiden in Mainz Moralthologie lehrenden Stephanie Höllinger und Stephan Goertz erzählen in ihrem Buch die Karriere eines der volkstümlichsten Heiligen, die diesen vom römischen Stadtpatron zum Pestheiligen führt und schließlich zu einem Identifikationsobjekt der außerkirchlichen Schwulen- und Queerenbewegung werden lässt.

Nach der Legenda Aurea des Jacobus de Voragine aus dem 13. Jahrhundert war Sebastian Offizier in der Prätorianergarde des Kaisers Diocletian. Wegen seines Bekenntnisses zum Christentum wurde er zum Tode verurteilt und durch Pfeile von Bogenschützen hingerichtet. Wie durch ein Wunder überlebte er dieses erste Martyrium, wurde daraufhin mit Knütteln erschlagen und seine Leiche in die Cloaca Maxima geworfen. Doch die Christin Lucina rettete den Leichnam und bestatte ihn „ad catacumbas“. Über seinem Grab errichtete man einen Altar, später die Kirche San Sebastiano und schließlich stieg er auf zu einem der drei Schutzpatrone der Stadt Rom.

Seine Karriere als Pestheiliger begann im Jahre 680. Als in Italien die Pest wütete, erbat die Stadt Pavia vom Papst Reliquien des Heiligen, errichtete ihm einen Altar und wurde durch seine Fürsprache von der Seuche befreit. Den Höhepunkt seiner Popularität erreichte Sebastian im Zeitalter der Renaissance. Als 1347 wiederum eine Pest ausgebrochen war, fand der Heilige in dem Florentiner Erzbischof Filippo dell’Antella einen leidenschaftlichen Verehrer und Förderer. Es entstand eine Flut von Sebastians-Bildern von weltberühmten wie unbekannten Künstlern, die einen fast nackten schönen jugendlichen Körper zeigen, der, von Pfeilen getroffen, an einem Baum gefesselt ist und Züge des



gekreuzigten Christus annehmen kann. Der leidende und zugleich das Leiden überwindende Heilige wurde Hoffnungsbild und Identifikationsfigur für die von der Pest geschlagenen Menschen.

Die außerordentliche künstlerische Qualität vieler Sebastians-Darstellungen und deren erotische Ausstrahlung lassen den Heiligen die neuzeitliche Kritik am Heiligen- und Reliquienkult überleben. Sebastian erfährt ein Revival im außerkirchlichen Raum und weckt das Interesse von homosexuellen Schriftstellern wie August von Platen, Oskar Wilde, Thomas Mann und anderer queerer Künstler im 19. und 20. Jahrhundert.

Das Leiden an der Einsamkeit in einer anders fühlenden und urteilenden Mehrheitsgesellschaft und die Einschränkung der eigenen sexuellen Entfaltung sind Erfahrungen, die queere Künstler aus den Sebastians-Bildern der Blütezeit italienischer Kunst herauslesen. Daran knüpft eine weitere Transformation an. In den Bildern des New Yorker Künstlers David Wojnarowicz aus den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts wird Sebastian Ikone der AIDS-Kranken und Symbol der Auflehnung queerer Minderheiten gegen ihre soziale, mediale und religiöse Zurücksetzung. Einen bisher letzten Triumph feiert der scheinbar unsterbliche Heilige auf einem Zeitschriften-Cover in der Gestalt des Boxweltmeisters Muhammad Ali, dessen Protest gegen Rassendiskriminierung und Vietnamkrieg und dessen Kampf mit einem repressiven Establishment zu Sebastian in Beziehung gesetzt werden.

„Sebastian“ ist eine außerordentlich anregende Lektüre, weil die beiden Autoren die kirchliche wie außerkirchliche Karriere des Heiligen mit wissenschaftlicher Akribie nachzeichnen, dabei Frömmigkeits-, kunst- und sozialgeschichtliche Forschungen zusammenführen und diese in einer theologischen Schlussbetrachtung in die neuzeitliche Gesamtentwicklung von Glauben, Theologie und Kirche einordnen. Sebastian, dem im Laufe seiner Rezeption zahlreiche, auch widersprüchliche Eigenschaften zugesprochen wurden, erweitert sein Image als christlicher Märtyrer ins universal Menschliche: Er wird zum Symbol des verletzten Menschen, der sein Leiden nicht akzeptiert, sondern dagegen aufbegehrt. Die Christen aber erinnert er daran, dass der christliche Gott ein Gott ist, der der Verletzlichkeit des Menschen nicht gleichgültig gegenübersteht.

Rüdiger Kaldewey

Antonia Gottwald / Holger Zaborowski (Hrsg.)

Hans Kock
Skulptur und Raum
Gespräche, Vorträge und Essays
zu Kunst und Architektur 1972-2007

Regensburg: Verlag Schnell & Steiner. 2023

220 S. m. farb. Abb.

35,00 €

ISBN 978-3-7954-3710-7

„Wer Kunst sagt, spricht vom Menschen“ (78); „das BILD ... ist Verwandlung der Materie zum Geist“ (212). Zwei prägnante Aussagen, keines Kunsttheoretikers, sondern eines bildenden Künstlers, nämlich von Hans Kock, der in erster Linie als Bildhauer, aber auch als Zeichner und Maler tätig war. Er wurde 1920 in Kiel geboren, wirkte viele Jahre in Hamburg und starb 2007 in Kiel-Schilksee; im Norden ist er durch seine Skulpturen im öffentlichen Raum bekannt. Nun machen die beiden Herausgeber – Antonia Gottwald, von 2001-2007 engste Mitarbeiterin des Künstlers, und Holger Zaborowski, seit 2020 Professor für Philosophie in Erfurt – das Werk des Künstlers einer breiteren Öffentlichkeit bekannt: Der 2017 unter dem Titel „Licht – Mitte – Raum“ erschienene Band galt seinen Arbeiten im Greifswalder Dom (1982-1989), der 2020 veröffentlichte Band „Bild des Glaubens“ widmete sich der umfassenden Neugestaltung der Feldsteinkirche St. Cyriakus in Kellinghusen (1974/75 und 1993). Beide Publikationen belegen Kocks Fähigkeit, historische Kirchen liturgisch stimmig zu ergänzen und zu modernisieren. Das vorliegende, ebenfalls reich illustrierte Buch präsentiert Kocks zwischen 1972 und 2007 entstandenes schriftliches Werk: Gespräche, Essays sowie Vorträge zu eigenen Arbeiten und denen geschätzter Künstlerkolleginnen und -kollegen. In den Texten spiegeln sich die zeitgenössischen Kunstdiskurse wider, in denen der Künstler engagiert, gelegentlich auch polemisch Stellung bezog.



Den Raum versteht Kock als ein Umgreifendes, in dem auf der einen Seite die „Natur als Schöpfung“ und auf der anderen Seite der Mensch als geistiges Wesen in einem Spannungsverhältnis stehen. Der Mensch nutzt das ihm in der Schöpfung gegebene Material, um durch das ihm eigene Bildvermögen beispielsweise Gebäude oder Bildwerke als Objektivationen menschlichen Geistes hervorzubringen. Freilich sind nicht alle Bilder auch BILDER, denn es gibt Machwerke, die uns verarmen lassen, und solche, die unser Leben bereichern. Auf diesem gedanklichen Hintergrund lobt Kock die Architektur von Jugendstil oder Bauhaus und kritisiert die der Nachkriegszeit: Deren „Lob des Kubus“, das mit einer Abschaffung des Bildhaften – nämlich von Rundung und ornamentalem Profi – einhergeht, hat vielerorts zu städtebaulicher „Verödung“ geführt. Selbstverständlich, so der Bildhauer, gibt es keine Architektur ohne „Gebrauchscharakter“, ihr „höchster Gebrauchswert aber sei die Lebensfreude, darin zu hausen“ (64).

Intensiv hat sich Kock mit Martin Heidegger befasst – nicht nur mit dessen Philosophie, wie die beiden (an einigen Stellen kryptisch formulierten) Essays (113-125; 164-174) belegen. Nach mehreren Sitzungen mit dem Philosophen hat er einen beeindruckend realitätsnahen, ca. 26 cm hohen Porträtkopf in Bronze (1961) geschaffen. – Kocks Arbeiten für den öffentlichen Raum hingegen sind von monumentalem Format und provozierten, wie das Beispiel „Meteor“ (1957) belegt, Diskussionen: Er hatte von diesem überaus erfolgreichen Springpferd ein ganz in sich ruhendes Standbild gefertigt! – Eine Besonderheit des Bildhauers Kock besteht darin, dass er nicht nacheinander, sondern gleichzeitig figürliche wie abstrakte Skulpturen schuf. Der vermeintliche Gegensatz von figürlich und abstrakt, war Kock überzeugt, führe in die Irre, denn „jede Kunst ist abstrakt, wenn sie Kunst ist“ (219), weil sie stets vom konkreten Gegenüber abstrahiert und diesen in eine künstlerische Form zu bringen versucht. Das von Kock intendierte Zusammenspiel von Natur und Skulptur wird im Skulpturenpark auf dem Gut Seekamp in Kiel-Schilksee erlebbar.

Verstreut über verschiedene Beiträge lassen sich Ansätze für eine Theorie bildender Kunst identifizieren. Einen ersten Hinweis geben die zeitgenössischen Vorstellungen, von denen sich Kock unmissverständlich abgrenzt: Er widerspricht einem erweiterten Kunstbegriff sowie der Auffassung, dass das, was Kunst ist, lediglich eine Sache von Vereinbarung sei; zudem kritisiert er den Innovationszwang, der „Kunst“ immer schneller veralten lasse. Außerdem verstellen antagonistische Attribute wie „alt versus modern“ oder „gegenständlich versus abstrakt“ den Blick auf die Kunstwerke. Kock hingegen plädiert für eine „Kunst ohne Attribut“ (78) – und hat dabei einen inhaltlich gefüllten, substanziellen Begriff von Kunst im Sinn. Drei Fragen geben weiteren Aufschluss.

Wie entstehen – gezeichnete, gemalte oder skulpturale – Bildwerke? Kunst setzt das von Kock hochgeschätzte Handwerk voraus, ist indes mehr als ein „Können des Gekonnten“ (80). Angetrieben vom menschlichen Bildvermögen entsteht in ständiger geistiger Auseinandersetzung mit dem bearbeiteten Material – und noch „vor allem Begreifen“ (151) – ein Werk, das im gelungenen Fall als BILD (= Kunstwerk)

gelten kann. So kommt etwa in der Steinskulptur der „Stein zu sich selber“ (152). – Anders formuliert: Ein BILD verdankt sich nicht dem ästhetischen Kalkül des Künstlers, sondern geht aus dem offenen Prozess des Bildwerdens hervor: Das Bild „ergibt sich ursprünglich“ (80). Dann gehört es nicht länger dem Hervorbringer – und die oft gestellte Frage, was es denn bedeuten soll, führt nicht weiter.

Was macht ein Bild zu einem Kunstwerk? Nicht jedes Bild ist schon ein BILD – und das, was ein Bild zum BILD macht, ist seine ihm eigene lebendige Form. Diese beschreibt Kock vorsichtig mit Formulierungen wie „Stimmigkeit“ (80), „Verdichtung“ (188) oder „Zusammenhangsdichte des Ganzen“ (82). – Als „Ereignis des Offenen“ (81) gibt das Kunstwerk „noch nie Dagewesenes“ (101) zu erkennen. Es lässt den Betrachter Schönheit erleben und vermittelt „Wohlgefallen“ (74). „Nie hat ein Kunstwerk die Welt verändert, sondern ist eine Weiterfahrung aus sich“ (210), die jedoch „das wahrhaft Heile“ (80) und „Versöhnungskraft“ (100, 199) zu vermitteln vermag.

Wie lassen sich Bilder als Kunstwerke erkennen? Weil jedes BILD aus sich selbst verstanden werden will, hilft kein nüchternes Abchecken weiter. Als „das Leben der Formen“ erscheint ein BILD dem Betrachter zunächst „als etwas Fremdes“, das nur durch sorgsames und vorsichtiges Abtasten mit den Augen zu etwas „Vertrautem“ (138) wird. BILDER sind nur mit den „Augen der Liebe“ (101) zu verstehen, was viel Übung erfordert. – Kock vertritt zudem die Idee eines imaginären Museums: Denn die neu hinzukommenden BILDER ergänzen, „was immer schon Kunst war“ (109), so dass jüngere und ältere BILDER sich wechselseitig bereichern.

Mit Blick auf die aktuellen Kunstdiskurse, die Macht von Kuratoren und einen überhitzten Kunstmarkt wirken Kocks Gedanken geradezu aus der Welt gefallen, können aber die Diskussion um das, was Kunst eigentlich ist, allemal bereichern. Und außerdem: Sie haben sich bewährt, bilden sie doch den gedanklichen Hintergrund eines reichen und vielfältigen bildnerischen Werks. Das zu entdecken lädt der schöne Band ein.

Thomas Menges

Holger Brülls
Reise ins Licht
Glasmalerei in Sachsen-Anhalt vom Expressionismus bis zur Gegenwart

Halle: Verlag Beier & Beran. 2022
460 Seiten m. farb. Abb.
49,00 €
ISBN 978-3-948618-49-0

Wer „Glasmalerei“ mit Sachsen-Anhalt in Verbindung bringt, wird sich vermutlich an die strahlenden Fensterbahnen der mittelalterlichen Dome von Halberstadt, Havelberg, Naumburg oder Stendal erinnern. Die meisten Kirchenfenster stammen indes aus dem 19. Jahrhundert. Nun legt Holger Brülls, Konservator und ausgewiesener Fachmann für Glaskunst, ein Buch zur „Glasmalerei in Sachsen-Anhalt vom Expressionismus bis zur Gegenwart“ vor. Das umfangreiche Werk versteht sich als „inventarisatorisches Überblickswerk“ und als „denkmalpflegerischer Werkbericht“ (15) – und wendet sich über das Fachpublikum hinaus an Menschen, die an moderner Glasmalerei interessiert sind.

Die fünf Hauptkapitel sind gleich aufgebaut: Nach einem Überblick zu den jeweiligen kunsthistorischen Hintergründen und glasmalerischen Problemstellungen sowie Informationen zu den Glaskünstlerinnen und -künstlern werden unter dem Titel „Orte – Räume – Werke“ ausgewählte Werke präsentiert – jeweils mit einer kleinen schwarz-weißen Aufnahme des Gebäudes und einem knappen Text zu den in brillanten Fotos dokumentierten Glaskunstwerken.

Das Kapitel „Expressionismus, Konstruktivismus, Art déco“ (20-131) behandelt die Zwischenkriegszeit, in der die Glasmalerei einen „unvergleichlichen Aufschwung“ (23) erlebte und sich zwischen den Polen Ornamental- und figurativem Stil (66) bewegte. Ein eigenes Kapitel widmet der Verfasser unter der Überschrift „Glasmalerei als schöpferische Denkmalpflege“ Charles Crodel (1894-1973), der bei aller Eigenständigkeit von Figur und Farbe die Glasmalerei stets als eine architekturbezogene Kunst begriff und nach dem Zweiten Weltkrieg sowohl im Westen



wie im Osten Deutschlands (etwa in den Domen von Merseburg, Halberstadt und Erfurt) bedeutende Fenster schuf (132-177).

In zwei Kapiteln unternimmt Brülls eine Bestandsaufnahme und Würdigung der künstlerisch bedeutsamen Glaskunst in Mitteldeutschland. Die „Glasmalerei der frühen Nachkriegsmoderne 1949 bis 1960“ (178-241) charakterisiert er in stilistischer Hinsicht als „gesamtdeutsch“ (181), wofür Künstler wie Charles Crodel und Christof Grüger (1926-2014) stehen. Ökonomische und ideologische Restriktionen hatten zur Folge, dass die christlichen Kirchen zu einem kulturellen Freiraum wurden, in dem sich bemerkenswerte Glasmalerei entfalten konnte; der Verfasser bezeichnet sie als „Moderne im Schatten“ (196). Bei der Darstellung der „Glasmalerei und Glasgestaltung in der DDR 1960 bis 1989“ (242-303) stellt er die Betonglastechnik heraus. Als bedeutsam erwies sich der 1975 an der Kunsthochschule Burg Giebichenstein in Halle gegründete Fachbereich „Künstlerische Glasgestaltung“, aus dem wichtige Glaskünstler hervorgingen, die nach dem Ende der DDR zunächst im Osten, dann in ganz Deutschland wichtige Aufträge realisieren konnten.

Besonderes Interesse verdient das Kapitel „Glasmalerei der Gegenwart 1989 bis heute“ (304-435): Nach der Sicherung vom Verfall bedrohter denkmalgeschützter Bauten wurde die Neugestaltung der Fenster der romanischen Klosterkirche Jerichow (2005-2009) durch den renommierten Jochem Poensgen (geb. 1931) zum Startschuss für einen außerordentlichen Aufschwung zeitgenössischer Glaskunst in Sachsen-Anhalt. So haben die „Altmeister“ Hubert Spierling (1925-2018) und Johannes Schreiter (geb. 1930) großartige Glasarbeiten geschaffen. Viele Fenster wurden von den Künstlerinnen und Künstlern realisiert, die aus der „Halleschen Schule der neuen Glasmalerei“ (311) hervorgegangen sind wie etwa Christine Tribsch (geb. 1955), Christiane Schwarze-Kalkoff (geb. 1955), Günter Grohs (geb. 1958) oder Thomas Kuzio (geb. 1959). Inzwischen ist eine Reihe jüngerer Glaskünstler dazugekommen. In die Feuilletons geriet die Glasmalerei jedoch nicht durch diese ausgewiesenen Könnern, sondern durch die „Künstlerfenster“ prominenter Quereinsteiger wie Tony Cragg, Markus Lüpertz, Neo Rauch, David Schnell, Michael Triegel oder Max Uhlig.

Genau hier wird deutlich, dass die Glasmalerei keine (transportable) „autonome“, sondern eine (in die Fensteröffnungen verbaute) architekturgebundene Kunst ist; ihre Qualität besteht darin, wie sie das Licht im Innenraum eines vorgegebenen sakralen (oder profanen) Gebäudes moduliert. Es geht nicht darum, historische Räume durch zeitgenössische Kunst attraktiver zu machen, sondern diese, so Brülls, „atmosphärisch und funktional schlüssig zu gestalten, damit sie ihre liturgische Funktion und ihren historischen Charakter gleichermaßen bewahren können“ (315). Dabei zeige die „klassische Technik mit Echtantikglas und traditioneller Verbleiung ... an denkmalgeschützten Bauten die beste Wirkung“ (316). Ein Beispiel, das diesen Kriterien gerecht wird, sind die Fenster von Lüpertz in der Dorfkirche Gütz bei Halle – die zudem, was in der gegenwärtigen Glaskunst die Ausnahme ist, figurativ gestaltet sind.

Dieses ausführliche Werk möchte auch ein kulturhistorischer Führer zu signifikanten Werken der Glaskunst der letzten hundert Jahre sein – und bietet dazu im Anhang als erste Orientierung eine Übersichtskarte samt Standortliste (450-454) an. Doch dafür ist das Buch zu umfangreich und zu schwergewichtig geraten, wäre aber sicherlich die allerbeste Grundlage für einen knapperen Reiseführer. Größten Wert hat der Herausgeber, das „Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt“, auf eine vorzügliche Bebilderung gelegt und viele Neuaufnahmen anfertigen lassen, so dass ein sehr schönes Buch entstanden ist: Die klugen Texte lassen sich mit Gewinn lesen und die Fotos der abgebildeten Glasmalerei erfreuen das Auge; es motiviert, zu einer „Reise ins Licht“ aufzubrechen.

Thomas Menges

Henning Wagenbreth (Hg.)
Bilder schreiben, Wörter zeichnen
Was wir mit Illustrationen machen können

Wuppertal: Peter Hammer Verlag. 2023
512 Seiten m. farb. Abb.
49,00 €
ISBN 978-3-7795-0707-9

"Illustration arbeitet im Spannungsfeld zwischen Wort und Bild." Mit dieser Feststellung im Vorwort wird der Leser in die Welt der Illustration entführt. Und es gibt wirklich viel zu entdecken und zu lernen, denn das Buch zeigt Arbeiten der vergangenen 25 Jahre der Illustrationsklasse der Universität der Künste Berlin. Zusammengestellt und herausgegeben wurden die Illustrationen von Henning Wagenbreth, der seit 1994 als Professor für Illustration und Grafikdesign in Berlin tätig ist.

Die Illustrationen sind in 15 Kapitel unterteilt, die jeweils mit einem kleinen erklärenden Text eingeleitet werden. Drei der 15 Kapitel sind in Schwarz auf einfarbigem Papier gedruckt. Diese Bereiche werden als „lexikalische Kapitel“ beschrieben, denn Sie widmen sich den „Vorfahren“, „Vorbildern“ und „Techniken“ der Illustration im Allgemeinen.

Die anderen 12 Kapitel behandeln Bereiche der Gesellschaft, wie Arbeit, Familie, Freiheit, Stadt, Politik und Theater. Zu jedem dieser Themen findet man zahlreiche Illustrationen von ganz unterschiedlicher Art. Mag einem beim ersten Durchblättern der Stil der Illustrationen teilweise ähnlich erscheinen, so ist bei genauer Durchsicht sehr wohl eine Differenzierung festzustellen. So lernen wir beispielsweise durch geometrisch anmutende Vogeldarstellungen, dass unsere Welt in den letzten 40 Jahren ein Fünftel der neugeborenen Vögel verloren hat. Oder wir lernen, dass Grillen in einem Mehrfamilienhaus verboten ist, indem ein Koch auf einem Balkon gezeigt wird, der ein ganzes Schwein am Grillspieß über offenem Feuer zubereitet, und der Qualm bis weit in die Höhe steigt. Hier und an anderen Stellen im Buch ist es schön zu sehen, wie ein und dasselbe Thema auf sehr unterschiedliche Weise illustriert werden kann.



Auch verweilt der Blick gerne an ganzen Illustrationsreihen, die von einer Illustratorin oder einem Illustrator gezeichnet wurden: Eine Reihe über ungewöhnliche Atelierorte, an denen außergewöhnliche Kunst erschaffen wurde, zeigt unter anderem Frida Kahlo, die liegend im Bett malte, Jackson Pollock in einer Scheune und Georgia O’Keeffe in einem Auto. Warum trug Julius Cäsar einen Lorbeerkranz, Napoleon einen Zweispitz und unsere Polizisten einen Hut? Auch darüber erhält der Leser in der Reihe „Kopfbedeckungen aus aller Welt und Ihre Bedeutung“ jede Menge neue Informationen. Im letzten Kapitel (Zukunft und Vergangenheit) sehen wir, wie sich die Studierenden damit auseinandersetzen, ob Technik für unsere Welt eher Problem oder Lösung ist. Acht kleine Illustrationen auf einer Seite stehen unter Überschriften wie „In drei Tagen um die Welt“ oder „Der Gen-Baukasten“.

Dieses Buch ist sehr übersichtlich strukturiert, so dass man sich schnell zurechtfindet. Dem Herausgeber Henning Wagenbreth ist eine tolle Mischung gelungen: Wir lernen in kurzen, informativen Texten viel über das Genre und seine Techniken, haben aber auch Gelegenheit, die Illustrationen einfach auf uns wirken zu lassen. Bislang bedeutete Illustration für mich immer die Bebilderung eines Textes, aber nun weiß ich: Eine Illustration kann sehr viel mehr! Sie kann auch alleinstehend wichtige Informationen vermitteln, sie kann helfen, Regeln mit Hilfe von Überspitzungen und humorvollen Darstellungen besser zugänglich machen, sie kann Sachverhalte vereinfachen, sie kann unsere Phantasie anregen und Position beziehen.

„Bilder schreiben, Wörter zeichnen“ ist absolut empfehlenswert für alle, die sich für Illustration interessieren und dafür, wie junge Menschen der vergangenen 25 Jahre auf phantasievolle Art und Weise auf Dinge blicken, die unsere Gesellschaft bewegen.

Cornelia Steinfeld



Otfried Höffe
Ist Gott demokratisch?
 Zum Verhältnis von Demokratie und Religion

Stuttgart: Hirzel Verlag 2022
 231 Seiten
 24,00 Euro
 ISBN 978-3-7776-3078-6

Das Verhältnis zwischen Religion und Demokratie war in der jungen Bundesrepublik aufgrund der grundgesetzlich verbrieften Religionsfreiheit und der religiösen und weltanschaulichen Neutralität des Staates lange Zeit weitgehend unproblematisch. Und doch erscheint diese Phase heute, nach Jahrzehnten der Auseinandersetzung mit dem islamistischen Terrorismus, dem Erodieren von Wertvorstellungen und religiösen Bindungen im Umfeld christlicher Konfessionen sowie dem Auftreten eines invektiven neuen Atheismus als eine Ausnahmesituation im Verlauf eines abendländischen Konfliktverhältnisses. In den letzten fünf Jahrhunderten standen sich vielerorts Politik und Religion sogar feindselig gegenüber, wie Otfried Höffe konstatiert. Obwohl der moderne Verfassungsstaat gerade in Deutschland eine ‚salomonische‘ Lösung der Koexistenz gefunden hatte, wurde er durch neue Aspekte des jahrhundertealten Spannungsverhältnisses wieder eingeholt.

Der am 12. September 1943 in Glubczyce in Polen geborene Philosoph beleuchtet in einem ausführlichen Essay enorm kenntnisreich und zugleich verständlich den Weg zur Moderne (erster Teil), der die Voraussetzungen für ein reflektiertes Verhältnis von Religion und Staat schuf, sowie – in einem zweiten Hauptteil – die zeitgenössischen Probleme. Der Kenner insbesondere von Aristoteles, Immanuel Kant und John Rawls entscheidet sich hier für ein Format ohne explizite Quellenangaben und Verweise: Er strebt mit seinem Impuls einen Effekt auf die politische und gesellschaftliche Realität an und keine Fachdebatte. Insbesondere zielt der international angesehene Autor, der u.a. in Fribourg, New York, Zürich und Tübingen lehrte und in der Schweiz der Ethikkommission (Bereich Humanmedizin) vor-



stand, darauf, die intoleranten Auswüchse des neuen Atheismus sowie des politischen Islamismus in die Schranken zu weisen und innerhalb der sinnvollen Begrenzung religiöser Einfluss sphären den relevanten ‚Input‘ von Religionen (insbesondere des Judentums, des Buddhismus und des Christentums) ins Bewusstsein zu heben. Dabei gelingt Höffe eine Betrachtung der Religion „von beiden Seiten [...], sowohl von innen als auch von außen“ (76), eine Herangehensweise, die er „vermutlich singulär“ bei dem im Buddhismus verwurzelten japanischen Denker Keiji Nishitani („Was ist Religion?“, 1982) verortet und nun selbst in der mitteleuropäischen Gegenwart anwendet.

Diese Doppelperspektive ermöglicht es, die von Jürgen Habermas 2004 geforderte Anerkennung religiöser Weltbilder und deren allgemeinverständliche Transformation als Überforderung zu erkennen. Innerhalb der Schlussdiskussion zur Frage, inwiefern die konstitutionelle Demokratie den Religionen über ihre Verfassung hinaus entgegenkommen könne, stellt er die Vorschläge Rawls, Kants und Habermas' vor und bemängelt unklare Verfahren und fehlende Exempel für die von Letzterem den Bürgern abverlangte Übersetzungsarbeit. Zielführender erscheint da die von Kant bereits geleistete Universalisierung (etwa der Erklärung der „Erbsünde“ als „Hang zum Bösen“): „Wenn Kants Deutung der christlichen Grundgedanken überzeugt, dann kann das Christentum diese Grundgedanken für sich beanspruchen und trotzdem auch Andersgläubigen und Ungläubigen zugemutet werden. Das Modell [Kants] hat also den Vorteil, einer Religion mehr Recht zu geben und trotzdem eine pluralistische Demokratie in Frieden zu ermöglichen.“ (221)

Höffe sieht im neutestamentarischen Jesuswort (Matthäus 22,21) „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist“ ein die Antike überschreitendes Prinzip der Teilung der Sphären als Voraussetzung für das moderne Verhältnis von Staat und Religion. Diesem begrifflichen Schritt folgt das Toleranzedikt von Mailand 313, während Augustinus etwa ein Jahrhundert später in altorientalische Vorstellungen zurückfällt (100). Der philosophiegeschichtliche Teil, in dem ein roter Faden von der griechischen Antike über Cicero, Thomas von Aquin, Abu Nasr al-Farabi, Machiavelli und Hobbes bis zu Rousseau gespannt wird, liefert Einblicke in hervorragend kompilierte Auffassungen der neuzeitlichen Aufklärung und deren Weiterentwicklung durch Kant und den Deutschen Idealismus bis hin zu den Radikallösungen der Linkshegelianer. Die ebenso gut lesbare Vorstellung späterer Verteidiger der Religion von Sören Kierkegaard über William James, Niklas Luhmann, Charles Taylor und Hans Joas macht deutlich, wie unberechtigt atheistische Absolutheitsansprüche gegenüber einer vermeintlich modernen Geisteshaltung ohne Gott sind.

Leider scheint der zweite Teil des Buches unter hohem Zeitdruck zumindest des Lektorates gestanden zu haben; nur so sind (leider zahlreiche) Fehler wie die Verwechslung von „Gebet“ und „Gebiet“ erklärlich (108) – ausgerechnet bei der Übersetzung von „cuius regio eius religio“ als Ergebnis des Augsburger Religionsfriedens von 1555. Zudem unterstützen summarische Auflistungen zum diesseitigen Wert der Religion (sichtbar in Redensarten, Ritualen, Kunstwerken) den Gedankengang weniger, als durch Überfülle zu ermüden. Da Höffe den Rahmen systematischer und historischer philosophischer Überlegungen hier verlässt, um sich zu konkreten sozialen Phänomenen zu äußern, wären einige empirische religionssoziologische Daten hingegen hilfreich gewesen.

Ungeachtet der Schwächen im Detail liegt aber mit „Ist Gott demokratisch?“ eine konstruktive Erörterung des problematischen Zeitphänomens der wachsenden Intoleranz gegen die Religion sowie auch bestimmter Religionsgruppierungen gegen ‚Ungläubige‘ vor. Dieser Entwicklung begegnet sie mit historischer und begrifflicher Differenzierung, die dem Selbstverständnis einer säkularen Gesellschaft nicht zuletzt durch den Rückbezug auf Kant einen großen Dienst erweist. Das Ziel des Königsbergers war, so die „Kritik der reinen Vernunft“, das Wissen einzuschränken, um „dem Glauben Platz zu machen“, d.h. Absolutheitsansprüche auf letzte Wahrheiten zu demontieren, nicht aber die religiöse Haltung als solche; Gott bleibt eine handlungsleitende „regulative Idee“. Über das praktische Ziel eines menschenwürdigen Zusammenlebens bleiben Staat und Religion miteinander verbunden, selbst unter laizistischen Vorzeichen. Letztlich ist es der universalistische Wesenskern des Christlichen, die Liebesbotschaft an alle Menschen ohne Unterschied, der den antiken Demokratiedanken zum modernen, integrativen Staatsmodell auf der Grundlage der Menschenwürde zu vertiefen vermochte, wenn auch die kirchlichen Institutionen dieser ideengeschichtlichen Entwicklung stark hinterherhinkten. Der weithin vergessenen christlichen Soziallehre, ihrem Bottom-up-Prinzip und ihrer parteipolitischen Relevanz widmet Höffe ausführliche Kapitel und zeigt damit konkrete Wege, auf denen eine fruchtbare Wechselwirkung zwischen Demokratie und Religion auch unter den Bedingungen wachsender religiöser Vielfalt und immer häufiger angezweifelter Volkssouveränität gelingen kann.

Rita Anna Tüpper

Paul Kirchhof

Religion und Glaube als Grundlage einer freien Gesellschaft

Mit Beiträgen von Wolfgang Baum, Corinna Gerngroß, Sebastian Holzbrecher, Yves Kingata, Alfons Knoll, Bernhard Laux, Ute Leimgruber und Alexander Lindl
Veröffentlichung der Papst-Benedikt XVI.-Gastprofessur

Freiburg: Herder Verlag. 2023

269 Seiten

42,00 €

ISBN 978-3-451-39618-2

Der Jura-Professor und ehemalige Richter am Bundesverfassungsgericht Paul Kirchhof widmet sich mit seinem Buch – in den Erfahrungen mit einem „kämpferischen Laizismus“ – der Frage, ob es einen freiheitlichen Staat ohne Religion geben kann. Der erste Teil besteht aus Vorlesungen des Autors. Im zweiten Teil sind Beiträge der Mitglieder der Fakultät für Katholische Theologie der Universität Regensburg mit Repliken des Autors abgedruckt.

Paul Kirchhof beginnt sein Werk mit grundlegenden Ausführungen zur „Freiheit“. Er beleuchtet zunächst Eigenheiten und Gemeinsamkeiten der Staatsrechtswissenschaft und der Theologie und betont, dass Freiheit nicht Beliebigkeit ist, sondern auch Respekt für die Freiheit des anderen und der Rechtsgemeinschaft erfordert – ein Aspekt, der (modifiziert) im Folgenden noch mehrfach angesprochen wird. Scharfsinnig stellt er fest, dass es im Kirchenrecht zu wenig Erneuerungen („Betonrecht“), im Staatsrecht hingegen zu viele Änderungen gibt, um anschließend zu der für das Thema ganz zentralen Erkenntnis zu gelangen, dass die Religion ethische Anforderungen an die Gläubigen stellt, die diese Prinzipien wiederum in die demokratische Rechtsgemeinschaft hineintragen. Sehr aktuell sind dann die Erwägungen zum „Christentum als Arche der Gewissheit“, in denen der Autor die gegenwärtige Orientierungslosigkeit der Menschen in Zeiten des Schwindens des kirchlichen Einflusses, Beeinflussung durch digitale Medien und des Ukraine-Krieges beschreibt. Sehr anschaulich zeichnet Kirchhof nun das Bild des „Verfassungsbaumes“, dessen Stamm die unabänderlichen Leitgedanken der Verfassung



(insbesondere Würde, Freiheit und Gleichheit) bewahrt und dessen Wurzeln, u. a. das Christentum, gepflegt werden müssen, damit die Lebenskraft des Baumes nicht verdorrt. In tiefergehenden Ausführungen zum Naturrecht legt der Autor dar, dass das Urchristentum aus der Idee der Gotteskindschaft einen radikalen Freiheits- und Gleichheitssatz (in einer von der Unterscheidung zwischen Herren und Sklaven geprägten Gesellschaft) hergeleitet hat. Im Anschluss an Erörterungen zur Idee der Freiheit betont Kirchhof, dass ein Freiheitsrecht stets verantwortliche Freiheit ist.

Diesen Gedanken aufgreifend thematisiert er nun „Qualifikationen zur Freiheit“. Dazu stellt er zunächst die Idee der Bürgerverantwortung heraus und vertritt die Auffassung, der Mensch müsse sich ständig zur Freiheit qualifizieren, Freiheitsfähigkeit erlangen und das Freiheitsangebot gemeinschaftsbewusst annehmen. Diese innere Bindung dürfe die Rechtsordnung erwarten und durch freiheitsgerechte Erziehung fördern. Kirchhof stellt nun fest, dass Religion gegenwärtig auf Gleichgültigkeit und Ablehnung stößt, und versucht, Ursachen hierfür aufzuzeigen. Dass die Prägung von Geist und Seele Aufgabe der Kirchen ist, ist eine weitere wichtige Erkenntnis. Der Autor schließt daraus, dass der demokratische Staat der Mitwirkung der Christen bedarf.

Sodann folgen Erwägungen zum religionsoffenen und säkularen Staat. Glaube und Vernunft seien keine Gegensätze, sondern gegenläufige Prinzipien, die sich gegenseitig brauchten und gegenseitig anerkennen müssten. Kirchhof geht davon aus, dass es einen demokratischen Staat ohne Gott nicht geben könne, wenn das Staatsvolk die Freiheit habe, mit Gott zu leben. Er skizziert die Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichts zur Neutralitätspflicht des Staates, zeigt andererseits aber auch auf, dass der Verfassungsstaat in Verantwortung vor Gott entstanden ist und in dieser Verantwortung lebt.

Das letzte Kapitel widmet der Autor der Leistungsfähigkeit von Kirchen und Religionen. Er kritisiert – vorsichtig – die Unterscheidung von Amt und Laien, die Stellung der Frau in der katholischen Kirche sowie das Zölibat und spricht auch den Missbrauchsskandal an, um anschließend Reformen des Kirchenrechts zu empfehlen. Insgesamt gelangt er zu dem Ergebnis, dass eine Schwächung des Christentums den Verfassungsbaum in seiner Existenz bedrohen würde.

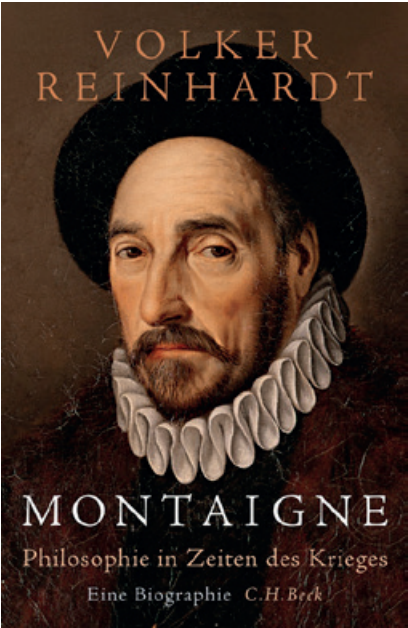
Paul Kirchhof liefert mit diesem Buch, das über die genannten Punkte hinaus eine Fülle weiterer wertvoller Einsichten enthält, überzeugende Argumente dafür, dass das Christentum ganz erhebliche Bedeutung für den freiheitlichen Verfassungsstaat hat.

Olaf Schmitt

Volker Reinhardt
Montaigne
Philosophie in Zeiten des Krieges
Eine Biographie

München: C.H. Beck. 2023
330 Seiten m. Abb
29,90 €
ISBN 978-3-406-797415

Es ist gewiss nicht nur seine Einschätzung der 40-tägigen Quarantäne während der Pest, in der sich Michel de Montaigne (1533-1592) als unser Zeitgenosse erweist: In dieser Zeit „tobt sich die Einbildungskraft erst richtig aus und macht die Gesunden krank“ (zit. 243). Gewiss stünde er jedoch nicht auf der Seite der Querdenker, dazu hat er ein zu ausgeprägtes Bewusstsein für die Bedeutung einer stabilen – was damals hieß: aristokratischen und katholisch begründeten – Ordnung. Gleichzeitig fordert er diese durch seinen Skeptizismus heraus, kritisierte vor allem die Korruption (120) und wurde deswegen häufig als Nestbeschmutzer angesehen. So wurde einerseits seine ansehnliche Karriere, die er bis zum Magistraten und Bürgermeister von Bordeaux gebracht hatte, wegen seiner ironischen Gesellschaftskritik jäh gestoppt (71), während er andererseits eine gegen die kirchliche Lehre, jeden Dogmatismus und Traditionalismus, aber auch den klassischen Humanismus selbst gerichtete Lebenskunst lehrte (275): Gegen den Zeitgeist des Inquisitionszeitalters solle jeder „nach seiner eigenen Façon glücklich“ werden (153). Diese kam in seinem Hauptwerk „Essais“ zum Ausdruck, die er im Jahr 1580 erstmals publiziert höchstpersönlich in Rom der Indexkongregation vorlegte (185) – die komplette, auf der Grundlage von Montaignes Version 1588 herausgegebene Ausgabe erschien bezeichnenderweise nach deren letztendlicher Indizierung im Jahr 1676 erst 1802.



„Die Menschen lieben die Moralapostel und ihre Predigten nicht, deshalb muss man andere Wege einschlagen, wenn man sie zum Guten anspornen und anleiten will“ (17): Durch diese Einsicht ist Montaigne uns Zeitgenosse, wenn wir an die festgefahrenen und wenig generativen gesellschaftlichen Konsense – oder was von ihnen übrig ist – denken. Seine Pädagogik als Gesellschafts- und Zeitkritik auf der Basis glaubhafter Ironie – glaubhaft, weil sie stets auf gestandener Selbstironie und der Herausstellung der eigenen Gewöhnlichkeit beruht – wird von Volker Reinhardt in dieser munter lesbaren und mit Biographie sowie Zeit- und Sozialgeschichte verknüpften Abhandlung dargelegt.

Den Adelstitel, zu dem es sein Vater gebracht hatte, was für Montaigne (eigentlich Eyquem) zeit seines Lebens eine große Verpflichtung sein sollte, stellt er häufig heraus, um gehört zu werden – andererseits stapelt er tief und betonte seine Schwächen, nicht nur um glaubwürdig zu sein, sondern auch um seine Unabhängigkeit von jeglichem Urteil der Leser zu wahren (23). Damit ersetzt er das humanistische Prinzip des tugendhaften Exempels durch die Pädagogik seiner eigenen Fehlbarkeit und seiner „eher durchschnittlichen Neigungen und Fähigkeiten“ (288). In die „freiwillige Knechtschaft“ – zusammen mit seinem Freund und Philosophen Etienne De la Boétie (1530-1563) diagnostizierte er die „voraussehlende Unterwürfigkeit“ der Menschen als Nährboden der Tyrannei (75) – begab er sich nämlich nie. Zeit seines Lebens kritisierte er Fanatismus und Grausamkeit, von denen das 16. Jahrhundert zwischen Fehden und Plündereien, den konfessionellen Auseinandersetzungen und dem Regime Catherine de Médicis, Inquisition und Hexenverbrennungen, voll war. Der „Krieg der Geschlechter“ (85) und viele weitere gesellschaftliche Missstände werden in seinen insgesamt 107 „Essais“ kritisch und mit skeptisch-ironischer Zunge behandelt. Begonnen nach der Bartholomäusnacht (23.-24. August 1572), hatte Montaigne sie in seinem Turm vollendet, in den er sich vor der Pest 1585 zurückgezogen hatte.

Philosophie ist für Montaigne jedoch nicht nur Skeptizismus, sondern auch gemäß einer antiken Denktradition Ars moriendi: Gerade hier bringt er die Synthese von stoischer und christlicher Tradition und präsentiert eine „Anleitung um Sterben für humanistische gebildete Intellektuelle“ (78), die aber später von Montaigne zusammen mit Lucretius „weder Christus noch Seneca“ anvertraut wird, sondern der Natur, welche uns durch den Schlaf auf den „ewige[n] Schlaf“ des Todes vorbereitet (96-97). Gerade in seiner Natur – gegen die christliche Idee der Erbsünde als in sich unschuldig angesehen (155) – betrachtet, hat der Mensch nichts von den „hochgemuten Konstruktionen“ von Stoa und christlicher Religion und sollte sich eher, die Natur und das Weltall betrachtend, in Demut üben (138-139). Der Mensch zeichnet sich nicht vor den anderen Lebewesen aus – nicht einmal durch die Sprache –, sondern ist ihnen im Gegenteil in seiner Sterblichkeit gleich. Von großen Philosophen wie Pascal wurde er dafür verachtet (147). Und wenn Montaigne dann schreibt: „Wer zu sterben gelernt hat, hat verlernt zu dienen“ (zit. 146), dann hat er hier bereits die Brücke zu seinem mit de la Boétie gemeinsamen Eintreten für die Freiheit geschlagen. Nicht die Orientierung an Offenbarung und kirchlicher Autorität, sondern an der Natur ist für ihn die letztliche Verbürgung freien und unabhängigen Denkens. De la Boéties „Discours de la servitude volontaire“, der das Bewusstsein der Freiheit schärfte, nahm Montaigne jedoch nicht in die Edition dessen Schriften auf, die er 1571 für den verstorbenen Freund anfertigte, um angesichts der geringen Aufgeschlossenheit seiner Zeit für die Freiheit dessen Andenken nicht zu trüben (76). Diese Sammlung widmete er sodann dem Kanzler De l’Hospital, welcher im Konfessionsstreit, aber auch in seiner Aufsicht der Justiz von aller Parteilichkeit fernblieb und deswegen wie kein anderer Politiker Montaignes ungeteilte Anerkennung verdiente.

Einerseits forderte er das Politikverständnis seiner Zeit heraus („Das öffentliche Wohl verlangt, dass man Verrat übt und lügt [...] und Massaker anordnet“; zit. 223), andererseits relativiert er die Bedeutung der Religion für den Erhalt des Friedens: „Frieden und nationale Einheit sind wichtiger als der Streit der Kirchen.“ (222) Seine Philosophie des Zweifels drückt sich in seiner durchaus belesenen und gebildeten Wissenschaftsskepsis bzw. -ignoranz aus (142) – welche nicht der herkömmlichen Ignoranz vor allem der „einfachen Modellchristen“ gleichkommt (143) –, wenn er etwa die Kalenderreform Gregors XIII. ablehnte (224) oder Jurisprudenz und Medizin als „vermeintliche[s] Wissen der Gelehrten“ ansieht (150). Damit zeigt Reinhardt auf, wie der Skeptizismus zu Banalität oder Polemik verkommen kann (263), wenngleich Montaigne dadurch seinem Wissenschaftsverständnis Ausdruck verleiht, dass wahres Wissen nicht durch Autorität, sondern durch Relativierung und Bezweiflung aller Aussagen erlangt wird (266).

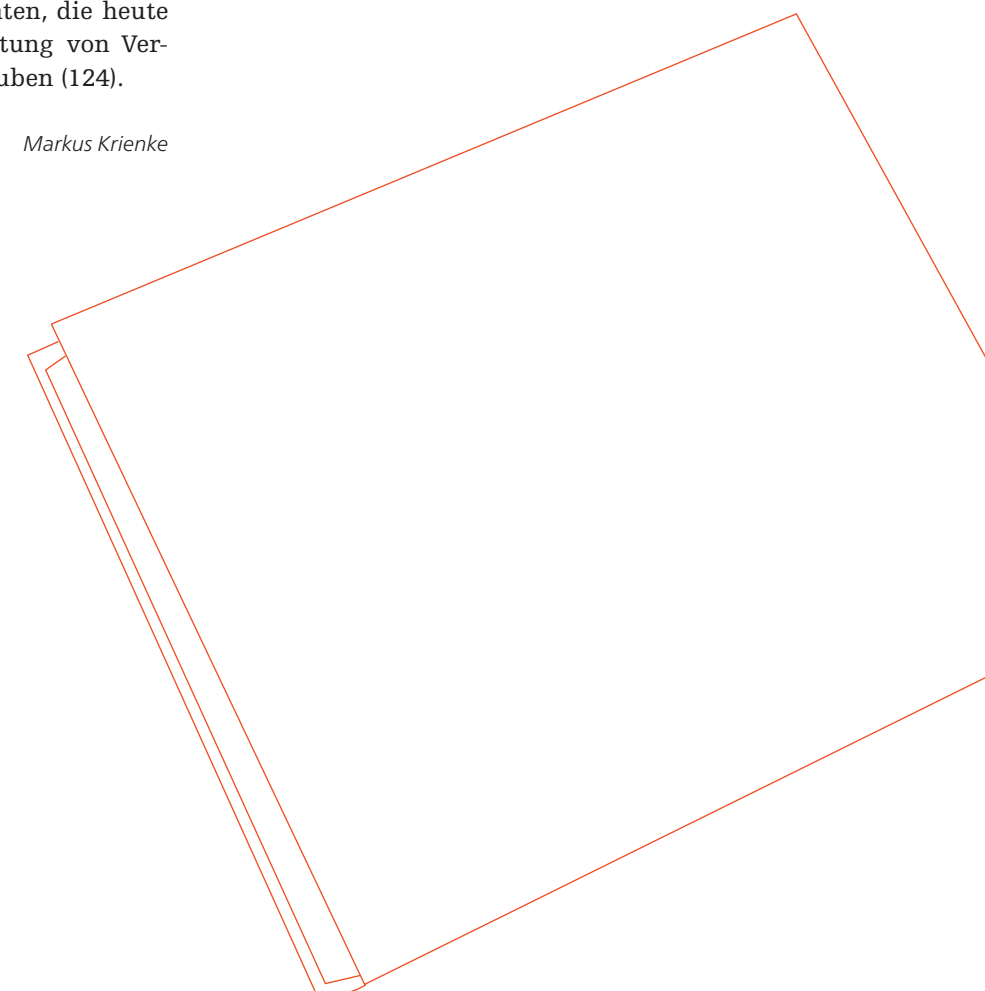
Die Spektakel der barbarischen Menschenfresser, welche die damalige Gesellschaft so sehr schätzte und zum Anlass des Besuchs des Königs veranstaltet wurden, kritisierte Montaigne scharf. Er fragte dabei ironisch, ob es wirklich die anderen Völker oder doch nicht die Europäer seien, die hier barbarisch erscheinen (88-89). Die Schönheit von deren Nacktheit als Einfachheit der natürlichen Gesellschaft und Polygamie kontrastiert mit der hierarchischen Gesellschaft und der tristen Realität der Ehe in Europa, wobei sich die Kannibalen den Europäern darin überlegen erweisen, Menschen wenigstens nicht lebendig – d. h. „aus Frömmigkeit und Religion“ – zu verzehren (zit. 91). Und wenn die Bibel die Existenz von Hexen zweifelsfrei annehme, so dürfe man keineswegs hiervon auf die Gegenwart schließen (268-269).

Im Jahr 1571 wurde er von Karl IX. zum Ritter erhoben sowie in den Ordre de Saint-Michel aufgenommen (119), und seine Loyalität zur Krone sah er nur durch das Massaker der Bartholomäusnacht aufgehoben. Als sich das Gemetzel von Paris aus auf ganz Frankreich ausbreitete, befand er sich zu seinem Glück in seinem Schloss außerhalb von Bordeaux, wo er als Gemäßigter und Vermittler der Parteien sein Leben riskiert hätte (127): Aufgabe des Staates sei es, die Gegensätze zwischen den Religionen zwar zu vergrößern – da die Religionen sich nur durch die Absetzung von den anderen verinnerlichen und damit die Fähigkeit zur Toleranz ausbilden – und dabei die gewaltsame Eskalation zu vermeiden (176). Denn seiner Analyse zufolge wird die Gerechtigkeit im Krieg nur zur Verschleierung der eigenen Interessen beschworen und „die Menschen bedienen sich der Religion für ihre Zwecke. Dabei müsste es genau umgekehrt sein“ (zit. 128; vgl. 212). So erklärt es sich, dass die verschiedenen Religionen oftmals dieselben Versprechen oder Drohungen in völlig entgegengesetzter Weise dogmatisieren und damit zur Gelegenheit von Ausübung menschlicher Gewalt werden: Man gehört mithin einer Religion aus kulturellen Gründen und Konvention an und ein Religionswechsel ist Ausdruck von Zweckmäßigkeit (207).

Aus den „Essais“ tritt mithin ein skeptischer Humanismus hervor, welcher nicht autoritär lehrt, sondern die Adressaten dazu befähigt, selbst zur Wahrheit zu gelangen: „Nur im Zeichen des alles umfassenden und durchdringenden Zweifels ist das Leben lebenswert.“ (136) Dieser darf jedoch nicht als Waffe gegen die anderen, sondern muss als Mittel zur Selbstrelativierung angesehen werden. Nur so tritt er einem „Grundübel der Zeit“ – auch der unsrigen – entgegen, nämlich der „Unfähigkeit, dem anderen die Freiheit im Denken und Reden zuzugestehen, die man selbst für sich in Anspruch nimmt“ (258).

Und einen zweiten Rat gibt er, sich auf Augustinus berufend, uns mit, nämlich „dass es in Dingen, die schwierig zu beweisen sind und die einen gefährlichen Glauben nach sich ziehen, besser ist, zum Zweifel als zur Bestätigung zu neigen“ (271). Damit ist Montaigne und vor allem diese gelungene Einführung Reinhardts all denen anzuraten, die heute noch an die gesellschaftliche Bedeutung von Vernunft, Verständigung und Frieden glauben (124).

Markus Krienke



Walter Baier
Marxismus
Geschichte und Themen einer politischen Theorie

Berlin: Mandelbaum Verlag. 2023
311 Seiten
22,00 €
ISBN 978-3-85476-912-5

„Dieses Buch soll kein Lehrbuch sein“ (11), heißt es in der Einleitung. In weiten Teilen ist es dies aber dann doch. Walter Baier präsentiert uns – immerhin zuverlässig und gut lesbar – zunächst die klassischen Lehrstücke eines recht orthodox verstandenen Marxismus. Keine Rede davon, dass dieser „Marxismus“ erst eine Erfindung von Friedrich Engels war, der im Bestreben, die von ihm und Karl Marx entwickelten Theorieelemente für den Zeitgeist seines Jahrhunderts salonfähig zu machen, ein in sich geschlossenes, dogmatisches Lehrgebäude schuf. Mit seinem „Anti-Dühring“ hat Engels aus einer kritischen Gesellschaftstheorie eine recht fragwürdige Weltanschauung gemacht und damit eine m. E. fatale Rezeptionsgeschichte des Marx’schen Werkes eingeleitet. Und Baier fügt sich im 21. Jahrhundert erstaunlich unbekümmert in diese Rezeptionsgeschichte ein. Erklärtermaßen – und subjektiv durchaus glaubwürdig – sucht Baier den Dialog mit anderen Denkansätzen bis hin zur lateinamerikanischen Theologie der Befreiung. Aber wie weit trägt dieser Wille zum Dialog, wenn man letztlich doch den avantgardistischen Anspruch erhebt, „den“ Marxismus zur „Universalsprache der sozialen Bewegungen“ (8) zu machen?



Baier reiht sich in ein Marxismusverständnis ein, das die vielen – und zum Teil recht grundsätzlichen – Selbstkorrekturen im Marx’schen Werk glattbügelt, als ob der Marx der „Pariser Manuskripte“ derselbe gewesen wäre wie der des Spätwerks, als ob die heute naiv anmutende Technikbegeisterung und der Industrialismus des „Kommunistischen Manifests“ nicht in deutlichem Widerspruch stünden zu den ökologischen Einsichten des späten Marx. Natürlich bekennt sich Baier – wie könnte man es vom ehemaligen KPÖ-Vorsitzenden und Herausgeber der „Volksstimme“ anders erwarten – zur Dialektik als Methode. Da spielt es dann keine Rolle mehr, dass Marx selber genau wusste, dass die Anwendung von Hegels Dialektik außerhalb des Rahmens seiner idealistischen Philosophie rechtfertigungsbedürftig ist, dass er selbst diese Methode (nachzulesen im berühmten „Methodenkapitel“ der „Grundrisse“) lediglich auf die Analyse der kapitalistischen Ökonomie beschränkte und dass ihm nie in den Sinn gekommen wäre, aus Hegels „Subjekt-Objekt-Dialektik“ einen Passepartout für das Verständnis der Wirklichkeit insgesamt zu machen. Für einen Menschen des 19. Jahrhunderts durchaus nachvollziehbar, ist ein Beharren auf einer Naturdialektik im Sinne Engels angesichts der heutigen wissenschaftstheoretischen Einsichten schlicht nicht mehr ernst zu nehmen.

Baier stellt auch jene klassischen Lehrstücke nicht infrage, die selbst unter Marxisten umstritten waren und sind, und er tut gerade so, als ob es bestimmte Diskussionen nie gegeben hätte. Gerade wenn es einem darum geht, die kritischen Einsichten von Marx für heute fruchtbar zu machen, dann sollte man ihn auch beherzt von den Schlacken des 19. Jahrhunderts befreien. Davon ist Baier leider weit entfernt.

Das alles soll aber die unbestreitbaren Stärken von Baiers Buch nicht in Abrede stellen: seine glaubwürdige und kundige Abgrenzung vom Marxismus-Leninismus, sein sehr instruktives Übersichtskapitel über marxistische Faschismustheorien, seine Würdigung der Austromarxisten und sein Bemühen um die Integration feministischer Ansätze. Gerade angesichts so gefährlicher aktueller sozialchauvinistischer Tendenzen wird man Baiers Rezeption der Dependenztheorie (v. a. Samir Amin) nicht hoch genug schätzen. Bedauerlich ist, dass Baier den „Ökosozialismus“ anscheinend nur in der Gestalt zur Kenntnis nimmt, die sich mit einem Marxisten des „Kommunistischen Manifests“ verträgt (Michael Löwy), und genau jene ökosozialistischen Strömungen ignoriert, die darum wissen, dass nicht nur der Kapitalismus mit seinem Wachstumszwang, sondern radikaler noch der Industrialismus zur Disposition steht (Saral Sarkar). Sehr anerkennenswert ist es, wie redlich Baier die Theologie der Befreiung rezipiert. Er ist für einen Nicht-Theologen erstaunlich gut informiert, seine Darstellung enthält sich

jeder polemischen Verzerrung und bemüht sich um ein echtes Verstehen der Anderen. Hier löst er seine Bereitschaft zum Dialog sehr glaubwürdig ein – ganz im Sinne von Ernst Bloch, der in Marx’ eigener Charakterisierung der Religion als „Ausdruck des Elends“ und „Protestation“ zugleich einen Gesprächsraum eröffnet sah. Jürgen Habermas hat zum Erstaunen vieler einmal bekannt, dass ausgerechnet Joseph Ratzinger für ihn ein interessanter Gesprächspartner sei, weil er hier die Gewissheit habe, dem Katholizismus authentisch zu begegnen. Vielleicht sollten Theologen genau diesen Standpunkt Baier gegenüber einnehmen. Ein lohnender Gesprächspartner im gemeinsamen Ringen um humane Verhältnisse wäre er allemal.

Bruno Kern

Sigmund Freud

Der Mann Moses und die monotheistische Religion

Kommentiert von Jan Assmann, Marie-France Chevron,

Astrid Schweighofer und Herman Westerink

Herausgegeben von Friedrich Schipper und Herman

Westerink

SFW. WIK 6

Göttingen: Vienna University Press, Vandenhoeck & Ruprecht.

2023

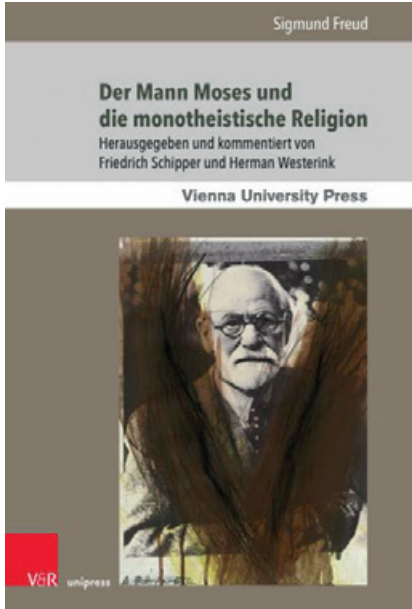
197 Seiten

28,00 €

ISBN 978-3-8471-1528-8

„Der Mann Moses und die monotheistische Religion“ gilt als ein bedeutendes Spätwerk Sigmund Freuds, in dem er – nach mehreren Ansätzen in früheren Schriften – erneut die Grenzen der Anwendung der Psychoanalyse als klinische Behandlungsmethode überschreitet und auf ein gesellschaftliches Phänomen anwendet. Dabei trägt das Werk deutliche selbstanalytische Züge: Freud untersucht etwas, mit dem er sich selbst in differenzierter Weise identifiziert, nämlich dem Jüdischsein. Der Text gilt als sperrig und vielgestaltig. Er enthält Elemente einer fiktiven Erzählung, klinische Theorien über Traumatisierung und ethnologische Thesen.

Das 2023 erschienene, vorliegende Kommentarwerk ist der sechste Band der „Wiener Interdisziplinären Kommentare“ zu Sigmund Freuds Werken. Im Geleitwort der Reihenherausgeber nennen diese den Anspruch, aus „den unterschiedlichen Perspektiven von Einzeldisziplinen und vor dem Hintergrund ihrer jeweiligen wissenschaftlichen Fragestellungen, Diskurse und Debatten [...] die aktuelle Bedeutung von Freuds Werken“ (7) hervorzuheben. Zweifelsohne stellen die Beiträge in ihrer Zusammenstellung eine bereichernde Lektüre dar. Angesichts des oben genannten Anspruchs melde ich jedoch deutliche Zweifel an, ob die Konzeption und Zusammenstellung des vorliegenden sechsten Bandes diesem Anspruch gerecht werden kann.



Zunächst handelt es sich bei den „Kommentaren“, wie im Untertitel genannt, um einleitende Aufsätze: Es werden eher der Text als Ganzes, seine Entstehungsgeschichte und seine zentralen Thesen in den Blick genommen – es geschieht weniger eine Annäherung an einzelne, vielleicht missverständliche Passagen. Die Beitragenden verbleiben in ihrer Fachdisziplin und kommentieren aus der jeweiligen Perspektive. Problematisch ist dabei, dass die fachliche Heimat der Kommentierenden zumindest nicht explizit genannt wird: Eine in Sammelbänden übliche biografische und fachliche Einordnung der Beitragenden fehlt dem Band. Die Beiträge ordnen Freuds Text vorwiegend historisch-kritisch und fachlich-kritisch aus den jeweiligen Disziplinen ein: Sie zeigen auf, welche Umweltbedingungen und Kontroversen zu Freuds Thesen geführt haben und wie er die Diskurse seiner Zeit im Text verarbeitet

hat. Dadurch kommt etwas zu kurz, sich dem Text als Text zu nähern – dies wird vielleicht darin am deutlichsten, dass eine genuin psychoanalytische Perspektive in der Interdisziplinarität des Bandes keinen Platz gefunden hat. Dass die Kommentare im Buch vor dem Text stehen, vermittelt den Eindruck, Freuds Originaltext müsste von Anfang an entschärft und relativiert werden. Dies gilt sicher, wenn man den Text ausschließlich als ethnologische Abhandlung sieht. Immerhin wird im Band immer wieder explizit deutlich, dass das nicht Freuds ausschließliche Absicht war.

Dennoch: Die Texte sind bereichernd und lesenswert und geben eine Menge an Hintergrundinformationen, die eine vertiefte eigene kritische Auseinandersetzung mit „Freuds Moses“ ermöglichen.

Jakob Mertesacker

Etty Hillesum

Ich will die Chronistin dieser Zeit werden

Sämtliche Tagebücher und Briefe 1941-1943

Herausgegeben von Klaas A.D. Smelik

Deutsche Ausgabe herausgegeben von Pierre Bühler

Aus dem Niederländischen von Christina Siever und

Simone Schroth

Mit einem Vorwort von Hetty Berg

München: C.H. Beck Verlag. 2022

989 Seiten m. s-w Abb.

42,00 €

ISBN 978-3-406-79731-6

Immerhin ganze 80 Jahre nach ihrer Ermordung in Auschwitz ist nun endlich auch auf Deutsch jenes Tagebuch ungekürzt erschienen, das Kennern längst als außerordentliches Dokument nicht nur der Zeitgeschichte, sondern authentischer Spiritualität bekannt ist. Die junge Niederländerin jüdischer Herkunft Esther Hillesum ist trotz der mörderischen Machenschaften der Nazis in der Tat das geworden, was sie werden wollte: genaue Chronistin der perfiden Einschnürung der Juden im besetzten Amsterdam und den Niederlanden, weit mehr aber noch Kronzeugin einer unglaublichen Humanität und Spiritualität in finsternen Zeiten, Vermächtnis und Verpflichtung zugleich. Ihr Tagebuch erzählt, zusammen mit den zahlreichen Briefen, von einem faszinierenden Schnellkurs in menschlicher Reifung, weiblicher Selbstentfaltung und origineller Gottesentdeckung und ist ein Zeitdokument, das seinesgleichen sucht.

Die mustergültige Edition setzt Maßstäbe, weil sie brillante und detaillierte Register enthält, die den umfangreichen Band vielschichtig erschließen helfen und zum differenzierenden Lesen (und Vermitteln!) einladen. Auch die zahlreichen Fotos und Anmerkungen sind wichtig (nur die zu Edith Stein und Meister Eckhart bleiben arg dürftig). Zusammen mit den beiden Übersetzerinnen sei deshalb dem herausgebenden evangelischen Theologen Pierre Bühler ausdrücklich gedankt. Niemand also sollte sich fortan vom Umfang des grandiosen Dokuments abschrecken lassen, denn schnell sind rote Fäden und Leitmotive zu entdecken. Wenigstens drei davon seien kurz hervorgehoben.



Die erhaltenen Tagebücher, insgesamt 11 Hefte, beginnen Anfang März 1941 und brechen am 13. Oktober 1942 ab. Den Anstoß zum Schreiben erhielt die 27-Jährige während einer seelischen Krise durch den Therapeuten Julius Spier, der dann ihr Lebensmensch wurde. Zuerst also ist das Ganze das grandiose Dokument einer unerbittlichen Selbsterkundung und -entfaltung. Das Jura-Studium erfolgreich abgeschlossen, will die hochbegabte und wissensdurstige junge Frau ihren Horizont erweitern, besonders in Psychologie, in Literatur und Slawistik. Vor allem Rilke ist ihr ans Herz gewachsen und wird vielfach auf Deutsch zitiert. Das Tagebuch lässt zudem teilnehmen an der Selbstverständigung einer leidenschaftlichen jungen Frau, die zahlreiche Beziehungen wagt und ihren eigenen Trieb- und Gefühlshaushalt zu gestalten lernt. Immer wieder ist von Krankheiten und Unpässlichkeiten die Rede, die Etty zu bewältigen hat und später selbst als primär psychosomatisch bedingt versteht. Entstanden ist das Tagebuch einer großen Liebe(sfähigkeit) und eines intensiven Freundschaftslebens (mit geradezu unbekümmerter Freiheit, gerade auch Körperlichkeit in das intellektuelle und spirituelle Leben einzubeziehen, und das damals).

Etty Hillesum, die Schriftstellerin werden will und in der Tat große Begabung dazu verrät, nimmt hellwach an den sozialen und kulturellen Veränderungen ihrer Zeit teil. In illusionslosem Realismus nimmt sie die politisch-sozialen Veränderungen durch die Nazi-Herrschaft wahr. Aber sie weigert sich, die zunehmende Unterdrückung und Erniedrigung der jüdischen Bürgerinnen und Bürger mit Hass zu beantworten. Bewusst weigert sie sich, in den bewaffneten Widerstand zu gehen. Empathisch meditiert sie das Leid auch der jungen deutschen Soldaten. Zeitweise aktives Mitglied im Sozialdienst des Amsterdamer Judenrates, geht sie freiwillig in das Auffanglager Westerbork, um dort zu helfen. Als sie schließlich selbst mit ihrer Herkunftsfamilie dort einsitzen muss, um auf den Transport nach Auschwitz zu warten, bleibt sie durch und durch positiv und hoffnungsvoll – und beschreibt zugleich illusionslos das vorhandene und kommende Elend. Das Tagebuch ist ein brillantes Zeitdokument und zugleich ein Zeugnis großartiger Humanität.

Drittens, und hier besonders hervorzuheben: Die Aufzeichnungen sind das Zeugnis einer höchst intimen und originellen Gottesentdeckung. Selbst in liberal-jüdischen Verhältnissen aufgewachsen und kaum religiös geprägt und geübt, wird sie durch ihren jungianisch geprägten Therapeuten bekannt mit christlichen Autoren wie Augustinus und Meister Eckhart, Rilke und Dostojewskij nicht zu vergessen, und besonders mit der Bibel (wobei der Name Jesus explizit nie fällt). Aber entscheidend ist ihr eigenes Erleben: Gott, der Brunnen in ihr, die Tiefe ihrer selbst, ihr selbst zuvor und gegenüber. Wie selbstverständlich wird Etty Hillesums Tagebuch (und Leben) zum Zwiegespräch mit (diesem) Gott, ein fortwährendes Beten (was natürlich Reflexion stets einschließt und sprengt). Viel zitiert ist inzwischen

ihre Zwiesprache mit dem hilflosen Gott, der unsere Hilfe brauchen will, um Raum in der Welt zu behalten und zu finden – Notizen, die vor Jahrzehnten als erster Theologe Hubertus Halbfas in seine Religionsbücher aufnahm. Ganz selbstverständlich und höchst originell kommt dabei die Theodizeefrage zur Sprache. Beten heißt für Etty dabei immer auch knien; nach Ende des Nazi-Schreckens will sie ihre Autobiografie schreiben unter dem Titel: „Das Mädchen, das knien lernte“.

Ob es die Gestaltung der eigenen Sexualität ist oder die Intimität des Gott-Sagens, die Aufzeichnungen Etty Hillesums leben von einer erfrischenden Lebendigkeit voller Entdeckerfreude und Weltlust. Frei vom Ballast gelehrten Wissens und eingefrorener Dogmatik, haben ihre Aufzeichnungen etwas Unbekümmertes und Reines – als würden Ereignisse und Phänomene zum ersten Mal wahrgenommen. Gerade das enthält so viel Sprengkraft und setzt Fragen frei. Dieses Buch ist ein Ereignis, und diese Frau – kaum 30-jährig in Auschwitz ermordet – ist eine besondere Lebens- und Glaubensbegleiterin. Viele ihrer Texte sind unmittelbar für Schule und Bildungsarbeit einsetzbar.

Gotthard Fuchs

Dieter Henrich

Furcht ist nicht in der Liebe

Philosophische Betrachtungen zu einem Satz des Evangelisten Johannes

Frankfurt: Vittorio Klostermann Verlag. 2022

70 Seiten

16,80 €

ISBN 978-3-465-03418-6

Eine verborgene religiöse Musikalität kennzeichnet das reichhaltige Schrifttum des deutschen Philosophen Dieter Henrich (1927-2022). Besonders seine Werke über den Deutschen Idealismus fanden große Beachtung und über die Philosophie hinaus Resonanz. Henrichs Denken lässt sich lesend als geistig weiträumig erfahren, in dem – wie nun in der letzten von ihm publizierten Schrift – ein Ausblick über die Endlichkeit hinaus möglich erscheint.

Behutsam und sensibel nähert sich der Philosoph dem titelgebenden Satz aus dem ersten Johannes-Brief an, den er existenziell als berührend und ergreifend wahrnimmt. Menschen, die in Not seien, vielleicht geistlich obdachlos und zugleich sehnsüchtig nach Gott sind, lassen sich von der „überwältigenden Einsichtigkeit“ ansprechen. Oder sollte eine philosophisch grundierte Skepsis hier zu vernünftigem Innehalten raten? Henrich sucht nach dem „Echo“ der johanneisch-christlichen Liebeslehre in der „alltäglichen Lebenserfahrung des Menschen“.

Wer liebt, weiß um die Verletzlichkeit des geliebten Menschen. Es bestehe stets die „Furcht um den Anderen“. Liebe lässt zuinnerst teilhaben am Los des Anderen. Die Furcht, was dem Geliebten widerfahren könnte, scheint untrennbar zur Liebe hinzugehören. Henrichs provokative These gegen die johanneische Botschaft lautet: „Je vollkommener die Liebe ist, umso größer auch die Furcht um sie.“ Doch der Philosoph begibt sich denkend auf die Lichtspur des Glaubens, die im Brief des Evangelisten sichtbar wird, und entwickelt Überlegungen, in denen die säkulare Form der Liebespartnerschaft mit der johanneischen Lehre verknüpft wird.



Die „Eigenständigkeit der Lebensführung“ benennt Henrich als wesentlich. Lieben heißt also mitnichten in Besitz nehmen, sondern ist eine Seinsweise, die „im Unbedingten fundiert ist“: „Partnerschaften sind Vereinigungen der Energien Selbständiger in einer vielfältig gefährdeten Welt bewussten Lebens.“ Die „reife Liebe“ schließe die „Pflicht zu fürsorglichem Umgang mit dem geliebten Menschen ein“. Der Gedanke an die Furchtlosigkeit erschließt sich in der Gemeinschaft des christlichen Glaubens, durch das Glaubens- und Liebeszeugnis der Mitmenschen, durch das Evangelium, so durch die „Beheimatung in einer Kirche“, nicht weniger auch durch die „Abschwächung der Lehre innerhalb der modernen Bildungswelt“. Henrich meint hier die Furcht vor dem Gericht Gottes, die den christlichen Glauben lange Zeit okkupiert hat. Mit Johannes lasse sich zeigen, dass die „wahrhafte Gotteserfahrung“ allein in der Liebe bestehe. Der Evangelist macht die „Wesensliebe Gottes“ bewusst, die zugleich Geschenk und Geheimnis ist, deren Horizont viel weiter reicht, als möglicherweise die Frömmsten unter den Christenmenschen errahnen können.

Dieter Henrich erkennt theologische Gedanken und Lehrsätze sowie deren „maßgebende Rolle“ an. Doch er wirbt dafür, nicht nur das Christentum, sondern Religionen überhaupt „in ihrem Kern verstehend“ nachzuvollziehen: „Die Wirklichkeit der Ausübung einer Religion ist stets komplexer als ihre einsichtige Auslegung.“ Solche Deutungsversuche, ob philosophischer oder theologischer Art, haben notwendig Grenzen. Der Philosoph Henrich zeigt, dass der erste Johannesbrief gewissermaßen auf die Herzmitte des christlichen Glaubens hinweist, der im Leben eines Menschen auch heute Gestalt gewinnen und gegenwärtig sichtbar werden kann.

Thorsten Paprotny

Hartmut Sommer

Über die Engel erhoben

Wesen und Sinn unserer Leiblichkeit

Eine philosophisch-theologische Annäherung

Rückersdorf: Lepanto Verlag. 2022

160 Seiten

18,00 €

ISBN 978-3-942605-29-8

Den im Buchtitel aufgeworfenen Aspekt „Wesen und Sinn unserer Leiblichkeit“ betrachtet Hartmut Sommer quer durch die Philosophiegeschichte und mit Blick auf neuere naturwissenschaftliche und medizinische Forschung bis hin zum Transhumanismus, der den sterblichen Körper überwinden will. Der Autor diskutiert die konträren Positionen zwischen einer rein naturalistischen Sicht und einem ganzheitlichen Leib-Seele-Verständnis: „Bin ich nur Körper und nichts außerdem?“ Die dargelegten Perspektiven sind von sozial-politischer wie medizinischer Relevanz und sollten hinsichtlich pränataler wie finaler Fragestellungen zu Schwangerschaftsabbruch, Leihmutterschaft sowie Sterbehilfe bedacht werden.

Den platonischen Dualismus überwindend, der in der scholastischen Philosophie seine Fortführung fand, gebraucht Hartmut Sommer das bildreiche Wort „hineingewurzelt“, um die prägende und nicht abzusplattende Einwohnung der Seele in den Leib auszudrücken. Dies gilt es bezogen auf die theologische Fragestellung nach postmortaler Auferstehung des Leibes zu bedenken und wird im siebten Kapitel erhellend mit dem Begriff „Seelenleib“ auf den Punkt gebracht. Der Autor reflektiert des Menschen Leiden an seiner fragilen, sterblichen Leiblichkeit und referiert Positionen des Manichäismus, der irenäischen Theodizee wie des modernen Atheismus. Die gedanklichen Entwürfe eines entleiblichten Seins in der virtuellen Welt von „Ego-Maschinen“ sind nach Ansicht des Autors kritisch zu hinterfragen, denn die Vorstellung von einem im mechanischen Apparat gefangenen Subjekt müsse als ewige Verbannung und unerlöster Zustand erkannt werden.



Vielleicht ist ratsam, die Lektüre des Buches mit dem Schlusskapitel „Rede des Engels an den Menschen vom Weltgebäude herab“ zu beginnen. Denn im Vergleich zur Körperlosigkeit der Engel begriffe der Mensch seinen Leib nicht als widerständige Last, sondern als Medium unüberbietbarer Gottesbegegnung. Die körperlosen Engel vermögen Jesus Christus, der sich bei der Eucharistiefeier in konsekrierter Hostie anbietet, nicht mit Sinnen zu greifen, zu riechen, zu schmecken, ihn sich einzuverleiben. Hierbei vollzieht sich mit, in und durch den Leib die innigste Vereinigung zwischen Christus und den Menschen. Während der Liturgie ereignet sich die Höchstform existentiellen Daseinsvollzugs menschlicher Leib-Seele Einheit im Vorgriff auf die eschatologische Mahlfeier vereint im Sanctus mit den singenden Engelchören.

Das vorliegende Werk des Autors ist die logische Fortführung seines ebenfalls zu empfehlenden Buches „Die bedeutendsten Mystiker“ (Wiesbaden, 2013). Hartmut Sommer verweist auf die Mystikerin Mechthild von Magdeburg, die ihre spirituelle Gotteserfahrung in all ihren leiblichen Gliedern verortete, so dass sie anmerkte: „Was kümmert mich dann, was die Engel erleben.“

Abschließend lässt sich resümieren: Neben dem Fundus an philosophischen wie naturwissenschaftlichen Literaturverweisen zum Thema bietet das Buch theologische Denkanstöße; es appelliert zum dankbaren Staunen über das eigene Dasein, das Anlass und Grund genug ist, in Anlehnung an den franziskanischen Sonnengesang Gott für die mit allen Sinnen erfahrbare Schöpfung zu preisen. Die auf dem Buchdeckel abgebildete anatomische Skizze von Leonardo da Vinci zeigt einen im Mutterschoß eingebetteten Embryo und erinnert an folgenden Psalmtext: „Was ist der Mensch, dass Du seiner gedenkst, und des Menschen Kind, dass Du Dich seiner annimmst. Du hast ihn weniger gemacht als Gott, mit Ehre und Herrlichkeit hast Du ihn gekrönt.“ (Ps 8, 5f) Im Anschluss an das inspirierende und sehr lesenswerte Buch empfiehlt es sich, nochmals diesem Psalm beglückt und erschreckt nachzusinnen.

Marie-Luise Reis

Josef Seifert
Erkenntnis des Vollkommenen
Wege der Vernunft zu Gott
Zweite, um ein Vorwort ergänzte Auflage

Rückersdorf: Lepanto Verlag 2021
XII + 234 Seiten
28,90 €
ISBN 978-3-942605-21-2

Für einflussreiche aktuelle Strömungen der Theologie ist Gott in absoluter Transzendenz verborgen und damit unerkennbar. Kant, auf dessen Erkenntnistheorie sich diese Richtung beruft, hat mit seinem Subjektivismus, nach dem Erkenntnis erst durch das gebildet wird, was die im Menschen angelegten Anschauungs- und Denkformen an das sinnlich Wahrgenommene herantragen, scheinbar jeder Metaphysik den Boden entzogen. Die Konsequenz ist entweder ein blinder Sprung in den Glauben oder ein radikaler Agnostizismus, von dem es nur ein kleiner Schritt zum Atheismus ist, der Kants Subjektivismus radikalisiert und in Gott eine Erfindung des Menschen zur Selbsttröstung sieht, wie etwa bei Feuerbach.

Das ist die Ausgangslage, an der diese Schrift von Josef Seifert (geb. 1945) ansetzt. Der katholische Philosoph, der in Österreich, den USA, Chile und Spanien gelehrt hat und aktuell noch Vorlesungen an der LMU München hält, vertritt eine realistische Philosophie, die in Kritik an Kants Subjektivismus daran festhält, dass die Vernunft „Wege zu Gott“ erschließen kann. „Ein religiöser Glaube ohne Vernunft ist ohne Fundament“, konstatiert Seifert in Übereinstimmung mit Paulus (Röm 1, 20ff), dem I. Vatikanum und der Enzyklika „Fides et ratio“ von Johannes Paul II. Nicht nur der Glaube ist dann ohne Fundament, sondern auch die Ethik, die heute von manchen Theologen ebenso subjektivistisch aufgefasst wird. Der Mensch entscheidet danach als sein eigener Gesetzgeber selbst, was gut und richtig ist.



Gegen die Auffassung, dass Gott unerkennbar und eine Gottesidee, die Gott Eigenschaften zuschreibt, lediglich ein naiver Anthropomorphismus sei, fährt Seifert das Instrumentarium der klassischen Gottesbeweise bzw. der „Wege zur Erkenntnis des Vollkommenen“ auf. Den aktualisierten und neu interpretierten klassischen fünf Wegen des Thomas von Aquin (in anderer Anordnung) fügt Seifert personalistische, „existenzielle“ Argumentationen hinzu, die heutigen Menschen besonders naheliegen, und schließt mit dem ontologischen Argument als Höhepunkt und Grundlage aller anderen Wege.

Die ersten drei (kosmologischen) Wege sind Beweise der Existenz Gottes aus der real erfahrenen Welt, argumentierend mit der Zeitlichkeit des Seienden im Gegensatz zum anfangslos ewigen Sein Gottes, mit der Notwendigkeit einer „unverursachten Ursache“ als letzter Ursache und der Nichtnotwendigkeit des Seienden (Kontingenz). Der vierte Weg argumentiert mit der Sinnfülle und Zweckhaftigkeit der Natur (Teleologie), die durch einen geistlosen Zufall nicht erklärbar sind. Der fünfte Weg geht personalistisch von der Geistigkeit der Seele aus, die als wesensverschieden von aller Materie auf einen geistigen Schöpfer, auf Gott verweist.

Der sechste Weg ist dezidiert personalistisch und hat als Grundlage die zahlreichen personalen Akte, von denen Seifert die moralische Ordnung und die Liebe exemplarisch betrachtet. Gemeinsam sei diesen Akten und anderen personalen Wirklichkeiten (wie dem Gewissen), dass sie „als ihren wesensnotwendigen Gegenstand, ihr Ziel oder ihren Sinngarant, etc. letzten Endes ausschließlich Gott haben können.“ So ist moralische Verantwortung zuletzt immer Verantwortung vor Gott als dem letzten Richter. Menschliche Liebe gewinnt ihren Vollsinn erst, wenn sie den geliebten Menschen in seiner von Gott verliehenen Würde sieht. Und in der damit aufscheinenden Gottesliebe gewinnt Liebe ihre letzte und höchste Ausprägung. Daraus lasse sich ein gültiger Gottesbeweis ableiten, wenn man berücksichtigt, dass Gott als höchster Adressat der Liebe „ebensowenig eine Illusion sein (kann) wie diese Liebe selber“ und dass der alle andere Liebe übertreffende Akt anbetender Liebe „den Sinn, die Notwendigkeit und Wirklichkeit Gottes, ihres Gegenstands“ beweist.

Der siebte Weg, der den Vorwurf abweist, die klassische Gottesidee sei anthropomorph, steigt von der unvollkommenen Welt zu Gott als dem reinen Vollkommenen auf. Seifert knüpft damit an Duns Scotus’ Lehre von den Transzendentalien oder reinen Vollkommenheiten an, die wesenhaft unbegrenzt sind, also Eigenschaften wie die Gutheit. Andere Eigenschaften, die nur auf endliches Seiendes anwendbar sind, haben immer Begrenzungen. Wendet man sie auf Gott an, folgt ein Anthropomorphismus. Bei den reinen Vollkommenheiten ist dies nicht der Fall, insbesondere bei denen, die nur auf Gott zutreffen, wie Allwissenheit, Allmacht, Allgegenwärtigkeit. Am Beispiel der Liebe zeigt Seifert, wie aus dieser reinen Vollkommenheit ein Gottesbeweis abgeleitet werden kann.

Höhepunkt ist für Seifert das ontologische Argument von Anselm, wonach für „Etwas, worüber hinaus nichts Größeres oder Besseres gedacht werden kann“ notwendig dessen Existenz folgt. Dem u.a. von Kant vorgetragenen Vorwurf, dass es sich dabei um Begriffsspielerei handle, begegnet er mit dem Hinweis auf die unreduzierbare Wesenheit des unendlich vollkommenen Wesens, das sich von allem endlichen Seienden unterscheidet.

Das Buch vermittelt diese schwierige Thematik verständlich und übersichtlich gegliedert. Absolute Leseempfehlung.

Hartmut Sommer

Thomas Ramge
Wollt ihr ewig leben?
Vom Fluch der Unsterblichkeit und Segen der Biotechnologie
Was bedeutet das alles?

Stuttgart: Reclam Verlag. 2023
75 Seiten
7,00 €
ISBN 978-3-15-014352-0

Im Kanon der traditionell-klassischen Literatur kommt das Phänomen (über-)langen Alterns erstaunlich schlecht weg: Die alte Volkssage vom „Fliegenden Holländer“ erzählt von einem Kapitän, der durch einen heillosen Fluch dazu verdammt wurde, bis zum Jüngsten Gericht mit einem Gespensterschiff auf den Weltmeeren herumzuirren, ohne einen rettenden Hafen, ohne Erlösung zu finden. Oscar Wildes Erzählung „Dorian Gray“ präsentiert einen schönen, aber dekadent-lebenssüchtigen Jüngling, der sich weigert zu altern – er besitzt ein Porträt, das an seiner statt altert und in das sich die hässlichen Spuren seines sündhaften Lotterlebens einschreiben; Dorian endet im Selbstmord. Und Mary Shellys Schauerroman „Frankenstein“ schildert den katastrophalen Untergang eines Arztes, der den Tod durch Erschaffen eines künstlichen (monströsen!) Menschen besiegen will, doch nur dem Schöpfer selbstzerstörerisch ins Handwerk pfuscht. Wohl nicht zufällig verlegt der Deutschen größter Dichter die Verabreichung eines Verjüngungstranks an Faust in eine „Hexenküche“.

Wie man sich solch uralte Menschheits-(Alb-)Träume von langem, ja ewigem Leben im Horizont gegenwärtiger Biotechnologie – als Fluch oder Segen – vorzustellen hat, diskutiert der vielfach preisgekrönte Techniksoziologe und Wissenschaftsjournalist Thomas Ramge im vorliegenden Essay. Als Hinführung zum Problemkomplex exponiert der Autor ein Gedankenexperiment: Ein Arzt des Vertrauens bietet drei verschiedene Pillen an: Die erste ermöglicht eine Lebensspanne von ca. 100 Jahren – ohne Demenz, Krebs u.a. typischen Altersleiden; das Leben endet, ohne genau zu wissen wann, mit angstfreiem, sanftem Entschlafen. Die zweite Pille verdoppelt jenen Zeitraum noch einmal auf ca. 200 Jahre (oder mehr), ebenfalls



mit friedlichem Ableben. Und schließlich die dritte Tablette, die ewiges physisches Leben verspricht – eine Ära der „longevity escape velocity“, der rapide/überproportional ansteigenden Lebenserwartung ad infinitum bricht an. Bei Modell 1 und 2 gibt es eine Suizid-Option für den Fall, dass man sich – warum auch immer – von seinem eigentlich unsterblichen Körper befreien will. Seriöse Forscher halten die Szenarien 1 und 2, weil man die Baupläne des Lebens immer besser kennenlernt, eventuell noch in unserer Lebenszeit für erreichbar. Allein in den letzten 150 Jahren hat sich die Lebenserwartung in der westlichen Welt mehr als verdoppelt; Antibiotika, verbesserte Therapien gegen Herz-Kreislauf-Erkrankungen und Krebs, gesunder Lebensstil u.a.m. sorgten dafür. Doch damit nicht genug: Die Biomedizin schaltet z.Zt. um vom Defensivmodus (Altern bremsen) in den Offensivmodus: Es geht hierbei nicht nur um Altersverlangsamung, sondern darum, die todbringende Krankheit namens Tod zu heilen – letztlich soll das Rad der Lebenszeit Richtung Unsterblichkeit weitergedreht werden!

Der Autor stellt ausführlich die Ansätze sowie Methoden der Biomedizin hierzu dar, z.B. Frischzellen-/Frischblut-Kuren, Stammzellen-/Organzüchtung u.v.a. dar. Erfreulicherweise diskutiert der Autor danach die anthropologische Dimension von extremer Langlebigkeit: Welche individuellen Herausforderungen stellen sich angesichts von „longevity“ und: Was bedeutet dies für die (Welt-)Gesellschaft? Im Blick auf den ersten Komplex ist nüchtern zu prognostizieren, dass es eine eminent persönliche und gesellschaftliche Herausforderung sein wird, die verlängerte Lebenszeit (etwa 80 bis 100 Jahre) sinnvoll und bereichernd – jenseits von Müßiggang und oberflächlicher Betriebsamkeit einer Spaßgesellschaft – zu gestalten. Werden wir staatlich organisierte Institutionen zur Bespaßung der physisch gesunden Hochbetagten brauchen? Und: Führt nicht eine unendliche Lebenszeitperspektive zur öden, unproduktiven Langeweile, weil ja alles (über-)morgen erledigt werden könnte? Als Gegenstrategie ist denkbar, sich ständig selbst so stark zu verändern, dass eine neue Persönlichkeitsstruktur neue Erfahrungsmöglichkeiten eröffnen würde. Aber: Ist unsere Plastizität so groß, dass wir uns immer wieder biografisch neu erfinden sollten? Was wäre der individuelle rote Leitfaden durch all diese verschiedenen Bewusstseinszustände hindurch? Und schließlich die soziale Dimension: Extrem teure „longevity“-Medikamente- und Methoden würden in den reichen Ländern des globalen Nordens einen Zusammenbruch des Renten- und Gesundheits-Systems provozieren. Ethisch höchstproblematisch wäre zudem die Langlebigkeitsperspektive im Blick auf die armen, bevölkerungsreichen Dritte-Welt-Länder – sie wären mit sündhaft teurer Anti-Aging-Medizin kaum zu versorgen. Es käme zu einer Art weltweiter Triage: Welches Leben (wo?) ist verlängerungswert(er) und welches weniger? Dieses Dilemma ließe sich nur in dystopischen Gesundheitsdiktaturen „regeln“. Ebenso schier aporetisch: das Problem der zunehmenden Überbevölkerung bei

globaler Langlebigkeit! Am Ende des Essays tendiert der Autor zu der Hoffnung, dass die Forschungsaktivitäten in Sachen „longevity“ zu „erwünschten Nebenwirkungen des menschlichen Ehrgeizes, den Tod zu besiegen“(69), derart führen, dass wir zumindest sorgenfreier und gesünder alt werden. Dann wäre die einschlägige Biotechnologie eher Segen als Fluch.

Begrüßenswert ist einerseits die gelungene Darstellung der neueren „longevity“-Perspektive in den biologischen und medizinischen Fachwissenschaften und dass der Autor individuelle und gesamtgesellschaftliche Konsequenzen diskutiert. Andererseits ist der Essay im Schwerpunkt auf naturwissenschaftlich-medizinische Themenkreise orientiert. Die inhärenten anthropologischen Probleme des Todesphänomens hätten stärker ausgefaltet werden müssen. So ist der Tod nicht der nur ferne Schlusspunkt der Biografie und stets außerhalb des Lebensvollzugs, vielmehr durchwirkt der Tod vielfältig zwischenmenschliches Geschehen schon in der Gegenwart: etwa die bitteren Erfahrungen von Lassen-Müssen, Erfolglosigkeit und Scheitern, von Abschiednehmen. Der Extremfall ist wohl der Tod dessen, den wir lieben. Insofern das Ego durch das Gegenüber (mit-)konstituiert war, erleidet es eine schwere Verletzung. Der Tod umfängt das Leben bereits im Jetzt und nicht erst morgen oder übermorgen. In diesem Sinne formuliert der gregorianische Gesang: „Media vita in morte sumus.“

Gustav Schmitz

Konrad Hilpert / Jochen Sautermeister (Hg.)
Kirchliche Sexualmoral vor dem Abgrund?
Theologische Perspektiven zum synodalen Weg
Katholizismus im Umbruch 16

Freiburg. Herder Verlag. 2023
248 Seiten
32,00 €
ISBN 978-3-451-39547-5

Das Positionspapier des synodalen Weges „Leben in gelingenden Beziehungen – Grundlinien einer erneuerten Sexualethik“ von Anfang September 2022 (https://www.synodalerweg.de/fileadmin/Synodalerweg/Dokumente/Reden_Beitraege/SV-IV/SV-IV_Synodalforum-IV-Grundtext-Lesung2.pdf) hat die Zustimmung der überwältigenden Mehrheit der Delegierten, auch der Mehrheit der Bischöfe gefunden, wurde aber dennoch nicht verabschiedet, weil Beschlüsse nach dem Statut des synodalen Weges einer Zweidrittelmehrheit der Bischöfe bedürfen, die knapp nicht zustande kam. Durch das Buch zieht sich als roter Faden die Absicht, das Positionspapier umfassend mit Argumenten aus den wichtigsten Teilfeldern der Theologie und mit Blick auf die zuständigen Humanwissenschaften zu rechtfertigen.

Konrad Hilpert greift im Zentrum dessen an, was als traditionelle katholische Sexualmoral gehandelt wird und wovon eine Minderheit der Bischöfe nach wie vor nicht abrücken will, dass nämlich die Sinngehalte menschlicher Sexualität als Symbol der Liebe und Mittel der Fortpflanzung nicht voneinander getrennt werden dürfen, demnach sexuelle Handlungen, die eine Zeugung von Nachkommen von vornerein ausschließen, in sich verkehrt (intrinsicly dishonest) seien. Hilpert weist darauf hin, dass dieses Prinzip zu keinem Zeitpunkt unumstritten war und von zahlreichen Initiativen des Kirchenvolkes, darunter zahlreiche Theologen, seit dem II. Vatikanischen Konzil in Frage gestellt wurde. Hilpert verneint, dass ein Verweis auf die traditionelle Doktrin zur Abwehr von Veränderungen hinreicht, da der Kirche aufgegeben ist, stets nach besser inkulturierten Lösungen zu suchen (Papst Franziskus 2016). Die Umfragen, unter anderem veranstaltet vom Vatikan selbst, zeigen aber,



dass die vom genannten Prinzip geleitete Auffassung der Sexualität von der überwältigenden Mehrheit der Menschen als weltfremd beiseite getan wird.

Thomas Söding fordert einen Umgang mit der Bibel jenseits von Biblizismus und Fundamentalismus und Offenheit der Exegese für die Erkenntnisse der Humanwissenschaften. So kommt er in einer behutsamen Auslegung der Texte zu der Auffassung, dass Ehe und Fortpflanzung in der Bibel hohe Wertschätzung finden, dass aber der Schluss, Sexualität sei nur in diesem Rahmen zulässig, keine biblische Grundlage hat.

Jochen Sautermeister problematisiert in seinem Beitrag die Argumentation mit persönlichen Erfahrungen, Andreas Lob-Hüdepohl die selektive und verengte Inanspruchnahme wissenschaftlicher Einzelaussagen. Thomas Laubach antwortet auf die Klagen der Kritiker des Positionspapiers, hier verschwinde hinter der Beachtung der Zeichen der Zeit die Orientierung an Offenbarung und Tradition, indem er darauf beharrt, dass sittliche Prinzipien der Vernunft zugänglich sein müssen, ein Prinzip, das gute theologische Tradition seit den Anfängen der Kirche ist. Johanna Rahner deutet die Nichtannahme des Positionspapiers von der Frage her, was passiert, wenn das Kirchenrecht die Grenze des theologisch Möglichen vorgibt. Sie fordert Checks and Balances in der Kirche, Überwindung einer nicht mehr akzeptablen Autokratie.

In seinem zweiten Beitrag greift Jochen Sautermeister die Formel vom Missbrauch des Missbrauchs an, derzufolge der Missbrauchs- und Vertuschungsskandal im katholischen Klerus nicht als Anlass geeignet sei, die moralischen Prinzipien der Kirche in Frage zu stellen. Der Autor schließt aber aus den Beobachtungen der MHG-Studie zu sexualisierter Gewalt in der katholischen Kirche Deutschlands (die von der Homepage der Deutschen Bischofskonferenz heruntergeladen werden kann: https://www.dbk.de/fileadmin/redaktion/diverse_downloads/dossiers_2018/MHG-Studie-gesamt.pdf), dass die kirchliche Sexualmoral, z.B. durch die Verurteilung der Homosexualität, ein Umfeld herstellte, das den Missbrauch und sein Verschweigen durchaus begünstigte. Christof Breitsamer setzt sich mit der naturrechtlichen Argumentationslinie auseinander, die aus dem der Sexualität innewohnenden Zweck der Fortpflanzung auf die Naturwidrigkeit von Sexualpraktiken schließt, die die Fortpflanzung verhindern wollen. Breitsamer zeigt in einer klugen Analyse des Naturbegriffs bei

Thomas von Aquin und Immanuel Kant, dass man die These nicht mehr vertreten kann, wenn man die tief-erliegenden Gründe, die Thomas und Kant zu ihren Urteilen bewogen haben, miteinbezieht. Als Hobby-Pflanzenzüchter drängt es mich zu ergänzen, dass Sexualität in der Biologie weder notwendige noch hinreichende Bedingung der Fortpflanzung ist.

Kerstin Schlögel Flierl fragt zusammen mit Tim Zeelen: „Wo ist das Leuchten?“ und beklagt mit dem Aachen Bischof Helmut Dieser, dass er in einer aufgeklärten, säkularisierten Welt mit einer Tradition im Rücken, die auf Beharrung setzt, einfach nicht mehr zum Thema Sexualität predigen kann. Das müsste nicht so sein, wenn die Kirche, wie Wunibald Müller fordert, den Menschen anbietet, sie dabei zu unterstützen, ihre Sexualität als Bereicherung zu erfahren. Dazu passt auch der Appell von Martina Kreidler-Kos, dass die Kirche, die in der Vergangenheit durch ihr Lehramt viel dafür getan hat, Menschen unsichtbar zu halten, diese Intention umkehren muss. Sie geht auf Erfahrungen der Liebe und des Leids ein, die Menschen, die aus dem Rahmen fallen, in unseren westlichen Gesellschaften machen müssen, und fordert vehement, dass eine Religionsgemeinschaft, die den Gott der Liebe verkündet, solchen Erfahrungen Raum geben muss.

Das Buch zeichnet sich durch eine große Breite von Aspekten und Argumenten aus. Vielleicht kommt die kirchliche Praxis etwas zu kurz, denn in ihrer Sexualpädagogik haben Angestellte der Kirche – ich denke an Religionslehrkräfte und Beraterangebote – längst Wege gefunden, die Tradition Tradition sein zu lassen und auf die wirklichen Fragen ihrer jeweiligen Klientel hilfreich einzugehen.

Karl Vörckel

Konrad Hilpert

**Zwischen Leihmutterschaft und Sterbehilfe
Aktuelle Ethikdiskurse im Interviewformat**

Baden-Baden: Verlag Karl Alber. 2023

129 Seiten

24,00 €

ISBN 978-3-495-99796-3

Konrad Hilpert, in zahlreichen Gremien mitwirkender Moraltheologe mit Lehrstuhl an der Universität München, stellt in diesem Bändchen 16 Interviews zusammen, die er in den Jahren 2002 bis 2022 meist aus aktuellem Anlass gegeben hat. Die Themen reichen von erweiterten Möglichkeiten der Medizin, vor allem der Reproduktionsmedizin, über die Veränderung katholischer Sexualethik, den Begriff des Gewissens bis hin zur Abgründigkeit des Menschen, die sich in schockierenden Gewalttaten manifestiert. Alle Interviews sind mit Anmerkungen versehen, die auf Schriften des Autors hinweisen und zur vertieften Beschäftigung mit den Themen anregen. Gerahmt wird die Interviewserie von fünf kurzen Aufsätzen über die geeignete Kommunikationsform für moralische Positionen. Diese Aufsätze laufen darauf hinaus, dass das Interview als Paradigma eines nicht paternalistisch-autoritativen Formats besondere Vorzüge hat und zum Selbstdenken anregt.

Schon die von mir beobachtete Häufung sprachlicher Fehler lässt vermuten, dass das Büchlein eilig zusammengestellt wurde. Vor allem verschwindet einer der wichtigsten Vorzüge des Interviews, die anlassbezogene Aktualität, wenn Äußerungen nach zehn oder zwanzig Jahren noch einmal abgedruckt werden. Zum Beispiel werden dann unsichere Prognosen etwa über die Folgen der Erfurter Schulschießerei oder über den Fortgang des synodalen Wegs der deutschen katholischen Kirche, ob sie sich nun bestätigt haben oder widerlegt worden sind, jedenfalls als Prognosen obsolet.

Karl Vörckel



John von Düffel

**Das Wenige und das Wesentliche
Ein Stundenbuch**

Köln: DuMont Verlag. (2022) ³2023

208 Seiten

23,00 Euro

ISBN 9789-3-8321-8220-5

Der Einklang von Inhalt und Form, ist eine Kunst, die auch in der Literatur nicht selbstverständlich ist. Hier ist es John von Düffel gelungen, dem Titel seines Buches entsprechend, die Worte sparsam zu setzen und den Gedankengang auf der Spur des Wesentlichen zu halten. Der Text läuft wie ein Prosagedicht über die Seiten mit Absätzen zum Innehalten. Der Untertitel „Ein Stundenbuch“ hat seine Berechtigung. Der Text will nicht von der ersten bis zur letzten Seite durchgelesen werden. Er möchte immer wieder in einer ruhigen Stunde in die Hand genommen, bedacht und durchdacht werden. Die ansprechende äußere Gestaltung lädt dazu ein, das Buch an einem ruhigen Leseort zu deponieren, um immer wieder darauf zurückzugreifen. Oder man nimmt es als Begleiter auf eine längere Zugfahrt mit, um es in Ruhe zu lesen und zu bedenken und vielleicht sogar mit dem einem Sitznachbarn über einen besonders markanten Satz ins Gespräch zu kommen. Denn klare, aphoristische Sätze sind eine Stärke dieses Textes.

Wie im Titel angekündigt, geht es von Düffel um die Kunst der Reduktion auf das Wenige und das Wesentliche. Angesichts von Überkonsum und Überfluss hat sich in den vergangenen Jahren ein ganzes Genre neoasketischer Literatur entwickelt, das Bestseller hervorgebracht hat wie etwa die Organisationstipps des evangelischen Pfarrers Tiki Küstenmacher oder die Entrümpelungsratschläge der zeninspirierten japanischen Aufräumspezialistin Marie Kondo. Aber auf dieses Regalbrett würde ich den kleinen gelben Band nicht stellen. Ich platziere ihn eher in der philosophischen Ecke.

Askese ist ein altes Thema, das bereits die antiken Philosophen und Theologen beschäftigt hat. Von Düffel greift aber nicht auf diese aszetische Literatur zurück, sondern findet seine Inspirationen in den Mythen von Ödipus und Sisypheos. Allein wegen seines unkonventionellen Zugangs zu den alten Mythen hat sich die Lektüre für mich bereits gelohnt. Aus den Neuinterpretationen der alten Texte entwickelt der Autor einen lebendigen Zugang zu philosophisch-theologischen Grundbegriffen wie zum Beispiel der Wegmetapher. Eine Wanderung des Autors durch das ligurische Gebirge bildet den sparsamen Handlungsstrang über den ganzen Text. In ihn verwoben sind Reflexionen über den Reifungsweg zur eigenen Identität. Und im Nachdenken über das immer wieder neu zu bestimmende Ziel des Weges entgegnet er Allgemeinplätzen mit Sätzen wie „Der Weg ist nicht das Ziel, sondern eine Zielkorrektur“.

Mit seinen immer wieder auch irritierenden Sätzen regt von Düffel zum Mit- und Nachdenken an, unter anderem auch über unsere digitale Umwelt. Das Digitale ist für ihn eine dualistische Religion, „die säkularste Form der Transzendenz, die Entkopplung von Konsum und Körper, die reine Transzendenz des Werbens und Begehrens, der heilige Gral des Geschäftemachens.“ Während der Asket der Vergangenheit kämpfen musste, um sich über seinen Körper zu erheben, „hat der Sisypheos des Konsums mit sich zu kämpfen, wenn er in seinen Körper zurückkehrt.“ Die Verheißungen der virtuellen Welten, die im Versprechen des Transhumanismus, die Sterblichkeit des Körpers zu überwinden, gipfeln, entlarvt von Düffel als Wiederauflage einer Maßlosigkeit, für die es nie ein Genug gibt. Der legendären Wette des Ray Kurzweil: „Werde ich lange genug leben, um ewig zu leben?“ setzt von Düffel die Genügsamkeit des modernen Asketen entgegen: „Genug ist das Wenige – Wenn es wesentlich ist“. Wer seinen Frieden machen möchte „mit dem Weniger werden des Abends“, also die Ars vivendi et moriendi erlernen möchte, dem ist die Lektüre dieses Stundenbuchs sehr zu empfehlen. In unserer überfüllten und überlasteten Gegenwart bieten diese Impulse eines modernen Asketen wertvolle Unterstützung bei der Suche nach dem eigenen richtigen Leben.

Hanno Heil



Klaus Konrad
Selbstgesteuertes Lernen ermöglichen
Bildung und Unterricht

Stuttgart: Reclam Verlag, 2023
152 Seiten
6,40 €
ISBN 978-3-15-014296-7

Klaus Konrad, Professor für Pädagogische Psychologie und Geschäftsführer des Zentrums für Schulentwicklung und Professionalisierung in Weingarten, richtet sich in seinem Buch an interessierte Lehrkräfte und Studierende und setzt sich mit der Frage auseinander, wie in einer modernen Schul- und Unterrichtsentwicklung selbstgesteuertes Lernen gefördert und anhand welcher Qualitätsmerkmale diese deutlich werden können. Neben theoretischen Konzepten und empirischen Forschungsergebnissen stehen Instrumente und Methoden im Vordergrund. Im Zentrum seiner Überlegungen wird dabei die Frage erörtert, wie Schülerinnen und Schüler bestmöglich im Prozess des selbstgesteuerten Lernens begleitet werden können.

Im ersten Kapitel werden die Ziele des Werkes knapp beschrieben. Bedingt durch Entwicklungen in der Informations- und Kommunikationstechnik und einer sich veränderten, wissenschaftsinternen Perspektive wird die Selbststeuerung als ein globales Bildungsziel propagiert. Unter anderem soll durch selbstgesteuerte Lernkonzepte (bspw. durch Homeschooling) eine größere Bildungsgerechtigkeit erreicht werden können.

Im zweiten Kapitel werden in einer knappen Weise die Argumente zur Aktualität und Relevanz des Themas dargelegt. In einem dritten Kapitel werden zentrale Begriffe des Ansatzes zum selbstgesteuerten Lernen definitorisch anhand von Kernelementen (Selbstregulation, Lernumwelt und erlebte Selbststeuerung) treffend abgeleitet und auf die Dimensionen des Unterrichts hin bezogen. Selbstgesteuertes Lernen wird dabei als ein aktiver und konstruktiver Prozess beschrieben.



Im folgenden vierten Kapitel wird ausgeführt, wie selbstgesteuertes Lernen im Unterricht gefördert werden kann, welchen Einfluss dabei eine (innovative) Lernumgebung hat, welche Methoden hilfreich sind und wie bedeutsam dabei die Rolle der Lehrkraft ist. Die dort aufgeführten Feedbackregeln können dabei als sehr hilfreiche Instrumente angesehen werden (vgl. 54f.).

Das fünfte Kapitel betrachtet hierfür dienliche Förderansätze. Bei den hier benannten unterstützenden und selbstaktivierenden Maßnahmen (bspw. Advance Organizer, Mind Map, Portfolio, Lerntagebuch o.ä.) wird die Rolle der Lehrkraft in den Vordergrund der Überlegungen gerückt (vgl. 69ff.). Anhand exemplarischer Beispiele aus unterschiedlichen Fächern und Jahrgangsstufen an Gymnasien werden Umsetzungsmöglichkeiten dargelegt (vgl. 102ff.) und vom Autor resümierend zusammengeführt. Abschließend betont er, dass „bei der direkten Unterstützung von selbstgesteuertem Lernen [die]

Bernd Schröder
Religion unterrichten
Praktische Theologie konkret Bd. 6

Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht Verlag. 2022
160 Seiten
18,00 €
ISBN 978-3-525-63414-1

die Anleitung der Lehrperson zentral“ bedeutsam ist (107). Der „... persönlichen Reflexion der Verantwortlichen“ in den Lernprozessen wird dabei ebenfalls eine zentrale Aufgabe zuerkannt (108).

Im sechsten Kapitel werden die dafür benötigten Maßnahmen und Instrumente als Kerndimensionen der Selbststeuerung dargelegt. Hierbei spielen, laut Meinung des Autors, die Motivation, die Selbstwirksamkeitserfahrung (Metakognition) und das Selbstkonzept der Lernenden eine zentrale Rolle. Im abschließenden siebten Kapitel werden Aussagen getroffen, inwieweit Aspekte der Selbststeuerung Kriterien für eine Schul- und Unterrichtsentwicklung werden können. Der Autor weist neben dem Fort- und Weiterbildungsbedarf nochmals auf die Bedeutsamkeit der Vorbildfunktion von Lehrkräften hin. Das beigefügte Literaturverzeichnis ist umfangreich und bildet den aktuellen bildungspolitischen Diskurs in treffender Weise ab. Ein Glossar der Methoden und Förderprogramme ist hilfreich.

Positiv hervorzuheben ist ebenfalls, dass in den einzelnen Kapiteln Anregungen für die Praxis mit angefügt werden, welche die jeweiligen Kerngehalte gut veranschaulichen und konkrete Möglichkeiten der unterrichtspraktischen Umsetzung für Lehrkräfte aufzeigen. Insgesamt gesehen bietet das Büchlein viele hilfreiche Anregungen, wie in der Unterrichtspraxis unter den aktuellen Bedingungen von Schule selbstgesteuertes Lernen gezielt gefördert werden kann.

Thomas Holzbeck

Der gesellschaftliche Wandel der Bedeutung von Kirche und Religion ist unbestritten; dabei hat sich der Religionsunterricht als letzte Kontaktstelle herauskristallisiert, in dem Kinder und Jugendliche zur Auseinandersetzung mit religiösen Fragen herausgefordert werden. Entsprechend ist es bedeutsam, diesen Unterricht gehaltvoll und ertragreich zu gestalten, was ein hohes, vielfältiges Können der Lehrkräfte erfordert.

Die Zielgruppe des vorliegenden Werkes sind Studierende, Pfarrerinnen und Pfarrer sowie andere Personen, die im Kontext Kirche arbeiten und (zum ersten Mal) Religionsunterricht erteilen sollen. Das Buch gliedert sich in acht große Kapitel, mit unterschiedlichem Umfang: Situation, Update – aktuelle Ansätze, Essentials, Anregungen für die Praxis, „Goldene Regeln“, besondere Fälle, Literatur und Materialien.

Im ersten Teil nimmt Schröder eine Standortbestimmung vor – er blickt auf die Schule als Ganzes im Bildungssystem, die Rolle der Lernenden und ihrer Lebensphasen in veränderten Zeiten der Krisen und der stärker werdenden Heterogenität, auch unter Bezugnahme der Inklusion. Ferner erläutert er die Entwicklung der Fächer Religion und Ethik sowie die besondere Rolle und Stellung von Lehrkräften, die Religion unterrichten. Die vorherigen Ausführungen verortet er im zweiten Block in die didaktischen Entwicklungen der vergangenen Jahre – es sollen an dieser Stelle die Schlagworte Kompetenzorientierung, intra- und interreligiöses Lernen, performative Didaktik und ökumenisches Lernen genügen. Der dritte Bereich „Essentials“ widmet sich passenderweise dem Kernanliegen von gutem Religionsunterricht, nämlich religiös relevante Lernprozesse anzulegen, die den Lerngruppen Neugierde, religiöses Wissen und Haltung vermitteln sollen.



Insbesondere für Neulinge im Beruf lohnt sich das umfangreiche vierte Kapitel, da es Anregungen für die Praxis thematisiert. Von pädagogischen Beziehungen über Strukturierung von Unterricht bis hin zur Differenzierung im Unterricht werden pointiert Hinweise geteilt. Lobenswert ist der Blick auf wesentliche methodische Zugriffe im Religionsunterricht. Gebündelt werden viele Aspekte im Teil „Goldene Regeln“, wobei Schröder sympathischerweise zugibt, dass sich noch zeigen muss, ob diese Regeln „golden“ sind. Eine sinnvolle Abrundung stellt der letzte Bereich dar, der „Besondere Fälle“ in den Blick nimmt. Kinder mit Förderbedarf und Hochbegabung und Unterrichtsstörungen seien beispielhaft genannt. Hilfreich ist für Berufsanfänger neben dem ausführlichen Literaturverzeichnis noch der Materialanhang, in dem u. a. Anregungen zur Reflexion des eigenen Unterrichts gegeben werden.

Schröders Werk wirkt auf den ersten Blick „voll“, ist aber, trotz des recht kurzen Umfangs, nicht überfrachtet. Vielmehr gelingt es dem Autor, präzise und in kurzen Unterkapiteln flüssig relevante Inhalte zu vermitteln. Dies kommt insbesondere Personen, die sich schnell Wissen aneignen müssen bzw. wollen, zu Gute. Dass für eine tiefere Beschäftigung mit einzelnen Themen eine vertiefte Auseinandersetzung mit Fachlektüre erfolgen muss, ist nicht zu kritisieren, da der Autor eben nur einen ersten Überblick liefern möchte. Daher sind die immer wieder eingepflegten Kurzverweise innerhalb der Unterkapitel, in denen auf bewährte Literatur (bspw. Sölle), aber auch z. B. im Kontext der Reflexion der allgegenwärtigen Digitalisierung auf Maria Schraders Film „Ich bin dein Mensch“ verwiesen wird, sehr zu loben.

Etwas störend ist der durchweg einseitige konfessionelle Bezug. Stets wird auf Veröffentlichungen der EKD, von Landeskirchen etc. verwiesen. Zwar ist es legitim, dass Schröder anhand der eigenen Zugehörigkeit auf den Religionsunterricht blickt, dabei sollte der klare ökumenische Blick bei einer aktuellen Veröffentlichung umso mehr selbstverständlich sein. Die Praxis der Unterrichtenden zeigt, dass das konfessionelle Bewusstsein bei den Lernenden immer mehr zurückgeht, in vielen Ländern – wie Schröder richtig beschreibt – gibt es konfessionellkooperativen Religionsunterricht (oder ähnliche Formen), so dass ein Werk, das sich an Neu-Unterrichtende richtet, diese Entwicklung verstärkt in den Blick nehmen sollte.

Insgesamt bietet das Buch für erfahrene Religionslehrkräfte keinen größeren Mehrwert, da die ausgeführten Aspekte bekannt sind und die Verweise auf „Updates“ in Gänze zu kurz ausfallen. Dies ist dem Autor aber nicht vorzuwerfen, da er seine Leserschaft klar definiert hat. Ergänzend zu den obigen angeführten Zuschreibungen Schröders möchte der Rezensent noch Referendarinnen und Referendare und fachfremd Unterrichtende ergänzen. Die genannten Personengruppen werden „Religion unterrichten“ mit großem Gewinn lesen können und mit einem sicheren Gefühl ihre Unterrichtstätigkeit beginnen können.

Daniel Lomp

Ulrich Kropač / Mirjam Schambeck (Hg.)

Konfessionslosigkeit als Normalfall
Religions- und Ethikunterricht in säkularen Kontexten

Freiburg: Herder Verlag. 2022

383 Seiten

42,00 €

ISBN 978-3-451-39046-3

Angesichts des hohen Maßes an Selbstreferentialität, Redundanz und formelhafter Terminologie, die der gegenwärtigen universitären Religionspädagogik sehr häufig anhaftet, soll diese Besprechung eines viel zu umfangreichen Buches mit dem Titel „Konfessionslosigkeit als Normalfall“ dazu dienen, den unter zeitökonomischen Zwängen stehenden, aber dennoch an Fragen des künftigen Religionsunterrichts interessierten Leser auf einzelne inspirierende Aufsätze des Werkes, das als Verschriftlichung eines im Jahr 2021 stattgefundenen Symposions eine Momentaufnahme darstellt, hinzuweisen.

Sehr viel besser als der „Einleitung“ gelingt es dem Schlusskapitel „Thesen in bilanzierender Absicht“, mit denen man die Lektüre beginnen sollte, für die Problematik, der sich Religionslehrer künftig verstärkt ausgesetzt sehen werden und die in Zeiten von Traditionsabbruch und Säkularisierung eine Neukonzeption des schulischen Religionsunterrichts erforderlich machen dürften, zu sensibilisieren: „Das religionsunterrichtliche Handeln steht damit vor der Herausforderung, Schüler:innen zu motivieren, sich überhaupt mit religiösen Deutungen auseinanderzusetzen, deren rationale Dignität anzuerkennen und zu erproben, wohin diese Deutungen zumindest denkerisch führen könnten. [...] Die Religionen interessieren nämlich nicht mehr qua se, außer vielleicht noch um einer enzyklopädischen Vergewisserung willen nach dem Motto ‚Wenn man erklären können will, warum der Karfreitag Feiertag in Deutschland ist, muss man wissen, was die Christ:innen an diesem Tag feiern‘. Die Religionen sind vielmehr in einem bildungstheoretischen Sinn nur dort von Belang, wo sie etwas dafür austragen, dass Schüler:innen durch die Auseinandersetzung mit ihnen eine eigene, vernunftverant-



wortete Position in Bezug auf Religion ausbilden.“ (362f.) Weiterhin ist in diesem letzten Aufsatz der kurze, aber gehaltvolle Rekurs auf Baumerts vier Weltbegegnungsmodi (370) und die im Unterschied zum Religionsunterricht noch weitgehend ausgebliebene Reflexion auf die „Standortgebundenheit im Ethikunterricht“ (372) erwähnenswert.

Auf den circa ersten hundert Seiten verdienen allein die von Harald Schwillus erläuterten „Zahlen und Fakten zu konfessionslosen Schüler:innen in Ost und West“ nähere Betrachtung. In seiner Analyse wird im Anschluss an eine instruktive Tabelle mit „Begriffsdefinitionen von Typen der Konfessionslosigkeit“ (47) gut begründet und mit Blick auf den rein quantitativen Gegensatz zwischen niedriger Konfessionszugehörigkeit und dennoch hoher Teilnahmequote am Religionsunterricht – besonders krass ist dieses Verhältnis in Mecklenburg-Vorpommern: Obwohl nur 18,5% der Gesamtbevölkerung einer Kirche angehören, besuchen im Schuljahr 2017/18 40,6 % der Schüler:innen trotz etabliertem Ersatzfach den Religionsunterricht – dargelegt, warum die Kirchen sich für einen für alle offenen Religionsunterricht engagieren sollten.

In einem solchen einladenden Unterricht gilt es, wie Joachim Willems richtig beschreibt, eine „Quadratur des Kreises“ zu bewältigen: „Damit sich bewusst konfessionslose Personen für den dezidiert konfessionellen Religionsunterricht entscheiden, muss dieser so gestaltet sein, dass in ihm (auch) religiös kommuniziert und damit religiöse Bildung ermöglicht wird (sonst ist es kein konfessioneller Religionsunterricht), zugleich aber die Möglichkeit gegeben bleibt, sich aus religiöser Kommunikation auszuklinken und stattdessen eine religionskundliche Position einzunehmen, von der aus diese religiöse Kommunikation beobachtet wird. Die Lehrkräfte benötigen deshalb, übrigens nicht nur im Umgang mit konfessionslosen Schüler:innen, ein hohes Maß an Sensibilität und Reflexionsfähigkeit mit Blick auf die Unterscheidung zwischen religiöser, theologischer und religionswissenschaftlicher Sprache. Außerdem benötigen sie die Fähigkeit, für die jeweiligen Lerngruppen altersangemessen transparent zu machen, welche Sprachform sie jeweils gerade verwenden und welche Optionen die Schüler:innen haben, sich dazu zu verhalten.“ (124).

Ein weiteres Desiderat für den künftigen Religionsunterricht stellt die Orientierung an der (Religions-)Philosophie dar. Explizit formuliert Ulrich Kropač in seinem eindrucksvollen Plädoyer „Philosophieren im Religionsunterricht“, dass dieser „der Philosophie als Bezugsdisziplin“ bedarf. Nicht zufällig rekurriert er in diesem Zusammenhang auf Rudolf Englerts großartiges Werk „Religion gibt zu denken“ aus dem Jahr 2013. Konkret statuiert diesem Sachverhalt korrespondierend Bernd Schröder in der Antwort auf die Frage „Was der Religionsunterricht vom Ethikunterricht lernen könnte“: „Doch die strenge Schulung des Argumentierens, der zielgerichteten Textarbeit und insbesondere auch des exegetischen sowie hermeneutischen Umgangs mit biblischen Texten gehört unerlässlich zu einem Religionsunterricht“ (231f.). Er wiederum verweist auf die Didaktik des Religionspädagogen Hubertus Halbfas, denn „neben dieser Schulung im Argumentieren soll weder die Befassung mit der Eigenart ‚symbolischer‘ Sprache und damit mit der Eigenart religiöser Sprache noch das Bemühen um vielsinnige Methodik einschließlich performativer Elemente zurücktreten.“ (231)

Verheißungsvoll, aber für den realen Unterricht noch zu konkretisieren sind die Andeutungen, die Klaus König über „Weisheit als Modus religiösen Lernens in der Schule“ zu geben vermag. Ähnliches gilt für René Torklers Gedanken zur „Religion als Ressource“, die auf François Julliens Buch „Ressourcen des Christentums. Zugänglich auch ohne Glaubensbekenntnis“ zurückgehen (welches der Rezensent in Eulenfisch Literatur 1/2021 besprochen hat).

Verknüpft man alle diese hier skizzierten Stränge, ergäbe sich als Desiderat für ein Lehrwerk, das den Anforderungen eines modernen Religionsunterrichts genügt, eine Synthese, die sich an Theologie, Philosophie, Religionswissenschaft sowie Hermeneutik orientiert, eine Kompetenzschulung im Denken, Deuten, Argumentieren intendiert und unabhängig von der weltanschaulichen Positionalität die Schüler zu Dialog, Perspektivenwechsel und zur Wertschätzung anderer weltanschaulicher Standpunkte befähigt. Die vorhandenen Lehrwerke sind leider meilenweit davon entfernt!

Abschließend seien noch kurz die weiteren Aufsätze des Buches genannt, deren Lektüre sich lohnt: Detlev Pollack stellt sehr grundsätzliche „Überlegungen zur Funktion von Religion und Kirche in Deutschland“ an; Michael Kühnlein geht sehr gewinnbringend der Frage nach, „Was der Ethikunterricht vom Religionsunterricht lernen und wie er in der schulischen Praxis von ihm profitieren könnte“; Katrin Bederna empfiehlt dem Ethikunterricht, „dieser sollte [...] auch Möglichkeiten eröffnen, zur Reflexion der eigenen Religiosität oder der eigenen religiösen Unmusikalität, der eigenen oder vererbten Konfessionalität oder Konfessionslosigkeit.“ (259) Zu guter Letzt macht sich Sabine Pemsel-Maier für eine „differenzierte Performanzorientierung“ stark: „Das breite Spektrum zwischen Beobachten und Teilnehmen, das vom Wahrnehmen von Religion ohne emotionale Betroffenheit über das affizierende Erleben durch Anschauung bis hin zum Mit-Erleben in Form existenzieller Teilhabe reicht, ist darum auszuschöpfen.“ (334)

Jochen Ring

Kirsten Joswowitz / Jean-Pierre Sterck-Degueudre /
Katharina Müller

Zehn Gebote
Sinn & Design

Kevelaer: Butzon & Bercker Verlag. 2023

136 Seiten m. farb. Abb.

22,00 €

ISBN 978-3-7666-3577-8

Wer in der Theologie unterwegs ist, kennt sie oft auswendig; sie sind grundlegend für das Christentum, Bestandteil von Religionsunterricht und Katechese und mittlerweile gibt es sie für die unterschiedlichsten Lebensbereiche: die Zehn Gebote. Möglicherweise stellen sich manche die Frage: Braucht es noch ein weiteres Werk? Wenn es eines ist wie das von Kirsten Joswowitz, Jean-Pierre Sterck-Degueudre und Katharina Müller, dann schon!

Das Buch vereint Bilder der Designerin Katharina Müller mit theologischen Erläuterungen von Kirsten Joswowitz und Jean-Pierre Sterck-Degueudre. Der Mix ist gelungen: Jeder Abschnitt zum jeweiligen Gebot startet zunächst mit dem dazugehörigen Bild und bietet eine ausführliche theologische Erläuterung. Diese enthält Begriffsklärungen sowie zeitgeschichtliche Einordnungen und liefert vielfältiges Hintergrundwissen zu den einzelnen Geboten. Besonders hilfreich sind die jeweiligen Verknüpfungen zum Neuen Testament. Des Weiteren enthält jedes Kapitel „Impulse für heute“, die einen Bogen zur Gegenwart schlagen: Was hat das Gebot mit dem Bild und dem Heute zu tun? Welchen Bezug zur Lebenswelt gibt es? Abgerundet wird ein jeder Abschnitt mit einer kurzen Erklärung der Künstlerin Katharina Müller, in dem sie Hintergründe zur Entstehungsgeschichte und ihrer Interpretation liefert.

Der zwölfseitige Einleitungstext wirkt nur auf den ersten Blick langatmig, ist aber sehr zugänglich und bietet eine theologisch fundierte und prägnante Einführung zu den Zehn Geboten. Diejenigen, die mit dem Thema bereits vertraut sind, können sich so ein Update verschaffen und entdecken vielleicht noch den einen oder anderen neuen Aspekt.



Die Unterschiedlichkeit der Bilder kann zunächst irritieren, denn von Linolfarbe auf Büttenpapier über digitale Illustrationen bis hin zu Papierreliefs auf Leinwand und Acrylfarbe auf Holz sind verschiedenste Materialien verwendet worden. Manches spricht sofort an, anderes irritiert, weitere Bilder laden zum Nachdenken und Interpretieren ein – je nach persönlichem Geschmack und Prägung. Die Erläuterungen der Künstlerin sind hilfreich, weil so die Entstehungsgeschichten und die Gedanken und Emotionen hinter den Bildern greifbarer werden. So wird ein Zugang zu denjenigen Werken möglich, die sich nicht auf den ersten Blick erschließen. Ihre Unterschiedlichkeit ist eine Stärke des Buches, denn so lassen sich die Kunstwerke nicht in eine Schublade einordnen, sondern bieten für unterschiedliche Zielgruppen und Zugänge einen Anknüpfungspunkt. Ein zusätzlicher Impuls zur Auseinandersetzung mit den Bildern (und mit den Zehn Geboten) ist die Übersetzungsentscheidung der Künstlerin: Sie hat sich gegen das klassische „Du sollst / Du sollst nicht ...“ entschieden und für „Wenn du mich liebst, wirst du ...“ Sie möchte so den Fokus auf die Beziehung zwischen Gott und Mensch legen, weg von der ethisch überhöhten Forderung, hin zum „Hinweis darauf, was passieren wird, wenn sich der Mensch tatsächlich als von Gott Befreiter begreift.“ (16)

Die Bilder bieten eine gute Möglichkeit, um mit Lernenden ab der Sekundarstufe I ins Gespräch zu kommen. Neben dem Buch, das mit den Bildern und Begleittexten bereits eine gute Grundlage liefert, um einen Einsatz im Unterricht vorzubereiten, gibt es Materialien und Arbeitsblätter für den Religionsunterricht sowie kurze Erklärvideos, die über Youtube abrufbar sind. Der Fokus liegt hier vor allem auf der Arbeit mit Lernenden im Kontext Schule. Darüber hinaus sind die Materialien gut in der Firmvorbereitung einsetzbar. Die Kombination aus modernen Bildern und einer ungewohnten Übersetzung („Wenn du mich liebst, wirst du ...“) kleiden die Zehn Gebote in ein neues Gewand, ohne anbiedernd zu sein oder Inhalte zu vernachlässigen. Das Buch bietet sich auch für die Arbeit im Bereich der Erwachsenenbildung (zum Beispiel in der Pfarrgemeinde) an, denn die „Impulse für heute“ geben tolle Gesprächsanregungen.

Auch wenn mir die Wahl des Titelbildes nicht ideal scheint (der Bezug zu Keith Haring ist allzu deutlich) und so zunächst das Potenzial der anderen Bilder ein wenig in den Hintergrund gerät, hält das Buch, was im Vorwort versprochen wird: Indem die Autorinnen und der Autor „Kunst, Exegese und Leben verknüpfen, eröffnen sie verschiedene, auch ungewöhnliche Perspektiven auf die Zehn Gebote“ (2). Es ist eine gelungene Mischung aus theologischem Hintergrundwissen, Kunst sowie Impulsen, die Lust machen auf die (erneute) Auseinandersetzung mit den Zehn Geboten und einlädt, neue Blickwinkel zu entdecken.

Claudia Pappert

Bénédicte Jeancourt-Galignani / Li-An / Laurence Croix
Jesus

Sein Leben als Comic

Ins Deutsche übertragen von Katja Hald

Freiburg: Herder Verlag. 2023

103 Seiten, farb. koloriert

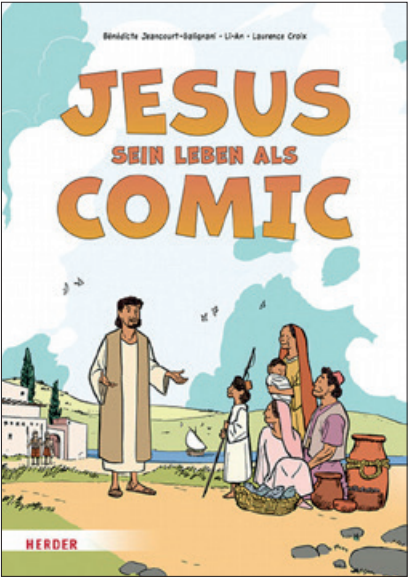
20,00 €

ISBN 978-3-451-71659-1

Suchen Sie einen Weg, biblische Geschichten in einer Form zugänglich zu machen, die näher an der Lebenswelt ihrer Schülerinnen und Schüler ist? Sie haben Anime- und Zeichentrickausgaben der Bibel ausprobiert und es gab technische Probleme oder die Konzentration erreichte schnell Grenzen? Fiel es Ihnen schwer, die für eine Unterrichtsstunde entscheidenden Stellen im Video wiederzufinden? Vielleicht ist das, was Sie für ihr Lehrvorhaben suchen, eine kopierbare Version des Neuen Testaments als Comic.

Das Buch „Jesus – Sein Leben als Comic“ bietet auf 103 Seiten die zentralen biblischen Geschichten von Lk 1,39f, dem Besuch Marias bei Elisabeth bis Mt 28,20 zur Versicherung Jesu, bis zum Ende der Welt bei den Christen zu sein. Der Zeichenstil ist französisch inspiriert und erinnert an die Comics von Tim und Struppi. Dieses Heft gibt den biblischen Geschichten Zeit, sich zu entfalten. Die Texte der Sprechblasen und Textbänder sind kurz und in einfacher Sprache verfasst.

Inhaltlich beginnt das Heft mit einer Vorstellung der Lebenswelt Jesu über eine Karte des ömischen Reichs und einen Ausschnitt von Galiläa und Judäa. Der rote Faden, der durch alle Geschichten führt, wird schon früh von Jesus während der Kindheitsgeschichte und seinem Besuch in Jerusalem formuliert: Es ist der Grundgedanke von der Liebe zueinander und der Liebe zu Gott. Dadurch kann das Wesen der Welt, wie es Jesus sieht, verändert werden.



Der Autor wechselt zwischen den vier Evangelien und erzeugt eine schlüssige, durchgehende Geschichte. Hauptaussagen des Neuen Testaments sind dabei über besondere grafische Darstellungen hervorgehoben. Die Figur Jesu ist weder weiß noch schwarz und wird in ethnisch neutralen Zügen je nach Szene mit hellbraunen bis dunkelbraunen Farbtönen gezeichnet. Somit wird die eurozentristische Perspektive gekonnt vermieden. Jesus trägt meist als Kopfbedeckung eine Art Fez, wie er aus dem arabischen Kulturkreis bekannt ist. Jesus wird zudem klar als Jude porträtiert und es wird von seiner Bar-Mizwa berichtet. Die transzendenten Motive der biblischen Geschichten sind gut umgesetzt: Der Teufel wird beispielsweise während der Versuchung in der Wüste als vage menschliche Figur aus Schatten dargestellt; bei der Epiphanie der Jünger ist Jesus im Unterschied zu den anderen Figuren in einem hellen, goldenen Gelbton gezeichnet.

Die Passion wird, anders als in vielen von Marvel oder DC-Comics inspirierten Umsetzungen, auf für Kinder geeignete Weise dargestellt. Es fließt kein Blut und auch andere gewalttätige Szenen – wie der Mord an Johannes dem Täufer – werden zeichnerisch entschärft, ohne ihre Eindringlichkeit zu verlieren. Die Gleichnisse werden mit Jesus als Erzähler und den Zuhörern in Bildunterteilungen erzählt. So ist immer klar, wer der Sprecher ist und wer die Angesprochenen sind. Zudem sind Gefühle der Anwesenden beim Hören des Gleichnisses ablesbar. So wird der Unglauben über das Wesen göttlicher Gerechtigkeit aus dem Gleichnis vom Weinberg gut dargestellt.

Insgesamt ist mit diesem Band eine für Kinder leicht verständliche Geschichte des Neuen Testaments entstanden, in der die zentralen Aussagen deutlich hervorgehoben sind. Die bedeutendsten Gleichnisse können als Kopiervorlagen verwendet werden. Eine gute bildliche Einführung in die Lebenswelt Jesu ermöglicht das Eintauchen in die Welt des Neuen Testaments, die von unbewussten grafischen Vorurteilen zu Jesus und seinem Umfeld befreit sind.

Hubertus Holschbach

Martin Schäuble
Godland
Dein ewiges Leben hat einen Preis
Roman

Frankfurt: Fischer Verlag. 2023
336 Seiten
15,00 €
ISBN 978-3-7373-4311-4

„Lade dich hoch ins sorgenfreie Godland. Lebe glücklich und ewig“ – so lautet der Werbe-Slogan des Uploadkonzerns „Godland“. Die Protagonistin des dystopischen Jugendromans „Godland – Dein ewiges Leben hat einen Preis“ von Martin Schäuble ist die 15-jährige Yolanda. Sie lebt nach den Klimakriegen mit ihrem Vater Jesper und ihren Freunden auf einer Serverinsel mitten im Ozean. Die Reichen sind alle „godline“ – sie führen upgeloadet nach „Godland“ ein sorgloses und ewiges digitales Leben. Diejenigen, die sich wie Yolanda die Digitalisierung ihres Bewusstseins nicht leisten können, müssen hart auf der Serverinsel arbeiten. Unter der Kontrolle der Künstlichen Intelligenz „Godmother“ haben sie das Funktionieren der Supercomputer, die die virtuellen Welten erzeugen, zu gewährleisten. Wenn sie zufriedenstellend gearbeitet haben, können nach zwanzig Dienstjahren auch die Analogen in die virtuelle Welt hochgeladen werden, so das Versprechen der alles überwachenden und bestimmenden „Godmother“. Yolanda hat sich mit der Situation arrangiert. Dann kommt es jedoch vermehrt zu Vorfällen, die sie an der Unfehlbarkeit und den ehrlichen Motiven „Godmothers“ zweifeln lassen. Zur Beruhigung wird Yolanda die Ehre zuteil, „Godland“ zu besuchen. Diese Erfahrung trägt allerdings zur Erkenntnis bei, dass „Godland“ ein fragwürdiges und „Godmother“ ein manipulatives Konstrukt ist, dem Yolanda sich nach inneren Kämpfen schließlich mit ihren Freunden entgegenstellt.



Der spannende Jugendroman zeigt deutlich, wie sehr die Sehnsucht nach Frieden und Unsterblichkeit den Menschen durchdringen kann. Leid und Tod überwinden und sich sein Leben nach eigenem Ermessen uneingeschränkt gestalten zu können, ist ein durchaus nachvollziehbares Begehren. Der Roman setzt vor dem Hintergrund der Klimakrise und der Weiterentwicklung der Künstlichen Intelligenz an. Den ureigenen Ängsten der Menschen vor Mühsal und Endlichkeit wird die vage Hoffnung auf ein unbeschwertes und ewiges Leben entgegengesetzt. Die Frage stellt sich, was eine Gesellschaft dafür bereit ist zu tun – oder aufzugeben.

Für den Unterricht – für den der Verlag kostenlos Unterrichtsmaterial zur Verfügung stellt – bietet dieser Jugendroman fächerübergreifend eine Fülle von Diskussionsmöglichkeiten an, gerade weil er nicht alle offenen Fragen beantwortet. Es bleibt Raum für eigenes Weiterdenken und Hinterfragen, das eine Zukunftskompetenz darstellt, die nicht zu unterschätzen ist. Wie wollen wir leben? Wie möchten wir unsere Gesellschaft mitgestalten? Wem vertrauen wir uns und unsere Lebenswirklichkeit an? Wie wertschätzen wir, was uns gegeben ist? Konsequentes Durchdenken dessen, welche Folgen unser Handeln oder unser Unterlassen in jeglichen Bereichen unseres Lebens haben, ist ein Aspekt, den Martin Schäuble vielfältig anstößt. Und bevor die Dystopie zur Hoffnungslosigkeit führt, kann im Religionsunterricht die hoffnungsvolle Darstellung der Grundsätze christlichen Handelns und Glaubens eine klare Orientierung anbieten.

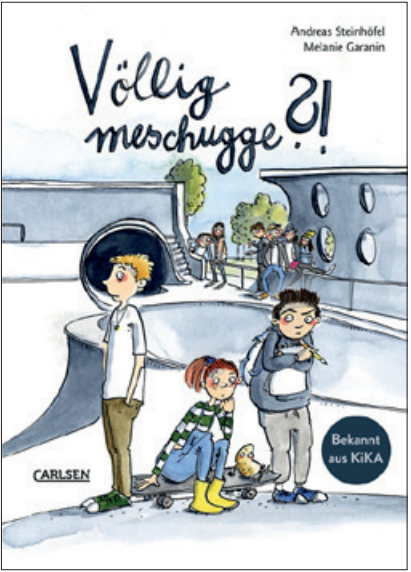
Ivonne Schweitzer

Andreas Steinhöfel / Melanie Garanin
Völlig meschugge?!
Nach einem Drehbuch von Klaus Döring und Adrian Bickenbach
Manga-Sequenzen nach Zeichnungen von David Füleki

Hamburg: Carlsen Verlag. 2022
288 Seiten – durchgehend farb. illustriert
20,00 €
ISBN 978-3-551-79609-7

Für ihre Graphic Novel „Völlig meschugge?!“ erhielten der Autor Andreas Steinhöfel und die Illustratorin Melanie Garanin den katholischen Kinder- und Jugendbuchpreis 2023 der Deutschen Bischofskonferenz. Der 1962 geborene Andreas Steinhöfel studierte Anglistik, Amerikanistik und Medienwissenschaften, arbeitet als Übersetzer und schreibt Kinder- und Jugendbücher. Er ist der Autor der bekannten Romanreihe um „Rico und Oskar“. Melanie Garanin, Jahrgang 1972, studierte Zeichentrickfilm und arbeitet als freiberufliche Illustratorin, Animatorin und Kinderbuchautorin.

Die Graphic Novel erzählt die Geschichte der Freundschaft von Charly, Benny und Hamid, die gemeinsam eine Klasse besuchen. Charly ist überzeugte Umweltaktivistin und Veganerin, Bennys Hobby ist Basketball und Hamid zeichnet andauernd und überall. Ihre Freundschaft scheint unzertrennlich – bis zu dem Zeitpunkt, als Benny von seinem verstorbenen Opa eine Kette mit dem Davidstern vererbt bekommt und diesen offen in der Schule trägt. Zuvor verschwiegen Bennys Eltern zum Schutz ihres Sohnes ihre Zugehörigkeit zum Judentum. Hamid ist Muslim und Flüchtling aus Syrien und wegen seiner antijüdischen Vorurteile – „Die Juden sind schuld, dass es vielen Arabern schlecht geht.“ (S.93) – geraten er und Benny aneinander, was durch Hamids älteren Bruder immer wieder angefeuert wird. Charlie bildet die Brücke zwischen den beiden und versucht auf empathische Weise zu schlichten und die Freundschaft wiederherzustellen. Außerdem werden der forsche Benny und der zurückhaltende Hamid mit ausländerfeindlichen und antisemitischen



Sprüchen und Gewalt von ihrem Klassenkameraden Lennart attackiert. Zwei Nebenfiguren, eine ältere Frau jüdischen Glaubens und ein Imam, bestärken die beiden Jungs auf positive Weise.

Das Wort „meschugge“, das aus dem Jiddischen in die deutsche Sprache übernommen wurde, bedeutet „verrückt, nicht bei Verstand sein“ – und genau so beschreibt die Ich-Erzählerin Charlie stets direkt und selbstbewusst die verworrene Situation.

Trotz der kinderbuchähnlichen Gestaltung der Graphic Novel, die reich an Illustration ist und mit wenig Text auskommt, erfordert es Konzentration, die Texte und Sprechblasen in richtiger Reihenfolge zu lesen und die Eindrücke einer Seite, welche oft als Doppelseite gestaltet ist, aufzunehmen wie beispielsweise die simultanen Handlungsabläufe.

„Völlig meschugge“ eignet sich für Jugendliche, weil für sie relevante Themen wie Vorurteile und Toleranz zwischen unterschiedlichen Religionen und Menschen anderer Herkunft sowie Freundschaft, aber auch Gewalt und Mobbing eine angemessene Darstellungsweise gefunden haben.

Maja Menges



Peter Moore

Die Neuerfindung der Religion

Jenseits von Glaube und Skeptizismus

Aus dem Englischen von Kathrin Lichtenberg

Zürich: Midas Verlag. 2022

304 Seiten

22,00 €

ISBN 978-3-03876-548-6

Der Titel des Werkes ist höchst ambitioniert. „Reinventing Religion“, so heißt es im englischen Original, und der Leser merkt rasch, dass es dem Autor weniger darum geht, das so altherwürdige wie komplexe System „Religion“ tatsächlich „neu zu erfinden“, als vielmehr darum, es zu revitalisieren, Spreu vom Weizen zu trennen.

Für Peter Moore (*1945), der vier Jahrzehnte lang Religionswissenschaft in Kent lehrte, lässt sich Religion nur zum Preis einer irreführenden Einfachheit auf eine Formel bringen. Gleichwohl reagiere, so seine Annahme, jede religiöse Gemeinschaft auf Erfahrungen des Heiligen und Transzendenten. Die Weise dieser Reaktion profiliere dann eine Religion. Näherhin entdeckt Moore vier essentielle Dimensionen: Erleben, Praxis, Theorie, Institution. Bevor er diese und andere Kernelemente der religiösen Wirklichkeit bedenkt, betont er im Abschnitt „Den Glauben überwinden“ die Zwiespältigkeit der Glaubensdoktrinen: Sie scheinen notwendig, können aber leicht selbst zu „Objekten des Glaubens“ werden: „Der Glaube an das universelle Selbst ist eine Sache, der Glaube an Doktrinen über das universelle Selbst eine ganz andere.“ So gelte es, vor Glaubensvorstellungen „auf der Hut zu sein“, ihre Vorläufigkeit zu bedenken. Das ist so herausfordernd wie nachvollziehbar formuliert, und Moore schafft es durchgehend, in allen zwölf Kapiteln seines Werkes die kreative Balance von Kritik und Inspiration aufrechtzuerhalten.



In „Religion als Praxis“ verweist er nicht nur auf die „künstliche Trennung zwischen dem Heiligen und dem Säkularen“, sondern auch auf die „Wunde“, dass viele religiösen Praktiken eher als Pflicht denn als Kür erlebt werden: „Doch die Menschheit – Homo sapiens – ist auch Homo ludens. Freude, Spaß und Spiel können im religiösen Leben eine ebenso große Rolle spielen wie in jedem anderen Bereich der menschlichen Aktivität.“ Ungewöhnliche Töne? Wohl und leider ja! Im Kapitel „Vertrauen wir auf Erfahrungen?“ postuliert Moore ein Kriterium für die Wertigkeit von religiösen Erfahrungen: ihre das Leben verändernde Kraft. „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen“ (Mt 7,20) – so könnte man Moores Überlegungen zu einem Glutkern des Religiösen zusammenfassen. Das ist alles andere als banal, „kritisch“ vielmehr im ursprünglichen Sinne des Wortes. Hier lässt sich eine Verbindungslinie „Religiös und gut? Der Glaube und die Moral“ ziehen. Bekannt ist der Einwand, dass man nicht religiös sein müsse, um gut zu sein. Zugleich weisen Religionen unabhängig von ihren spezifischen Glaubensdoktrinen große Überschneidungen in puncto „Moral“ auf – am bekanntesten in der „Goldenen Regel“. Auch hier vermag der Autor die Perspektive zu weiten, wenn er ausführt, „dass es bei Religionen in ihren reifsten

Ausdrucksformen darum geht, ganz zu werden“. Das meint der fundamentale Begriff „Erlösung“ (engl. salvation). Deshalb dürfe sich religiöse Moral nicht an Konformitäten, gar den Interessen von Institutionen orientieren, vielmehr „solche Kräfte beflügeln und stärken, die es den Menschen erlauben, Erfüllung in ihrer Existenz zu finden, ob nun in dieser Welt oder der nächsten.“

Ein überraschend starkes Kapitel findet der Leser unter „Abgötterei damals und heute“. Denn auch mit „Idolatrie“ dürfe man es sich nicht zu einfach machen. Es gehe doch nicht, so Moore, um die höchst unwahrscheinliche Verwechslung zwischen einem physischen Bild und dem spirituellen Wesen, das dieses Bild repräsentieren soll, vielmehr um starre Konzepte des Heiligen, um „mentale Bilder“, die durchaus das Wachstum behindern können. „Ein römisch-katholischer Gläubiger, der die wahre Präsenz Christi in der Hostie (dem eucharistischen Brot) anerkennt, aber einen Hindu dafür kritisiert, dass er die Präsenz etwa des Gottes Shiwa in einem Bild von Shiwa verspürt, begibt sich auf so dünnes Eis, dass man es auch für Wasser halten könnte.“ Das klingt polemisch, gar verstörend – und regt doch zum Nachdenken an.

Seine „Neuerfindung“ – besser wohl: Neuvermessung – des Religiösen in Kapiteln, die sich auch unabhängig voneinander studieren lassen, beschließt der englische Religionswissenschaftler mit einem fundamentaltheologischen Epilog. „Es gibt keinen echten Beweis für die postromantische und pseudowissenschaftliche Idee eines kalt indifferenten und grundlegend unpersönlichen Universums, das nur rein zufällig von uns verblüfften – und verblüffenden – Menschen bewohnt wird. Wenn überhaupt, dann ist unsere unleugbar persönliche Erfahrung in diesem Universum der Anscheinbeweis gegen eine solche Theorie.“ Das sind starke Sätze, die lange nachklingen, die das Buch zu einer Apologie der religiösen Existenz heute machen.

Christian Heidrich

Sebastian Kleinschmidt
Kleine Theologie des Als ob
claudius essay

München: Claudius Verlag. 2023
124 Seiten
20,00 €
ISBN 978-3-532-62883-6

Die Gattung der Apologie ist eine uralte. Seit es die Christen gibt, suchen sie ihren Glauben zu vermitteln, Rechenschaft zu geben von der Hoffnung, die sie erfüllt. Nun legt Sebastian Kleinschmidt, der in den Jahren 1991 bis 2013 die renommierte Literaturzeitschrift „Sinn und Form“ leitete, einen eigenwilligen Versuch über Gott und den Glauben vor. Er umfasst zehn Kapitel, die Biographisches wie Systematisches geschickt verschränken.

Man darf von einem ostdeutschen Hintergrund sprechen. Kleinschmidt, 1948 geboren, stammt aus Schwerin, der ältesten Stadt Mecklenburgs. Sein Vater war Prediger am Dom – zugleich ein „religiöser Sozialist“ und Mitglied der SED. Ein „Doppelmissionar“, der, wie der Sohn anmerkt, vor die Wahl zwischen Luther und Müntzer gestellt, stets für den zweiten optierte. Eine Doppelung wies auch die religiöse Reifung auf. Das Gebet, ob als abendliches Ritual oder hilfloses Stammeln angesichts des Freitodes seines Bruders, gehörte zu den frühen Jahren dazu. Zugleich kommt der spätere Philosoph und Essayist mit der – ihn auch sprachlich beeindruckenden – Religionskritik von Feuerbach und Marx, von Lukrez und Bertrand Russell in Berührung. Eine letzte Durchschlagskraft besaß diese Kritik freilich nicht: „Ich hatte den Verdacht, hier werde etwas abgewiesen, das man nicht begriffen hat. Mit Worten, die keine Saatkraft hatten, wurden Worte abgewiesen, die wie Samen keimten.“ Im Lutherjahr 1983 studiert Kleinschmidt die Schriften des Reformators und versteht „zum ersten Mal“ etwas vom Glauben. Die lutherische Grundeinsicht von der Freiheit eines Christenmenschen erscheint genauso fruchtbar wie der Grundsatz, dass man Gott stets größer zu denken habe: „Wo ist Gott in diesem wirren Geschehen? Überall – antwortet Luther.“



Seine Nähe zum fordernden theologischen Denken expliziert Kleinschmidt in zwei Kapiteln, die sich den christlichen Grundtugenden Glaube – Liebe – Hoffnung und der komplexen „Erbsünde“-Metaphorik widmen. Beide Felder verweisen auf die unbeständige menschliche Existenz. „Es gibt keine Ruhe im Glauben, in der Hoffnung, in der Liebe, die nicht eine Ruhe vor dem Sturm oder eine Ruhe nach dem Sturm wäre. Wie oft wird das vergessen.“ Entsprechend liegt für Kleinschmidt der Ursprung des Religiösen weniger in der religionskritisch postulierten Angst und Unwissenheit, vielmehr „im Wissen und Ahnen der unauslotbar tiefen Zwiespältigkeit des Menschenwesens selbst“. Das Zwiespältige betrifft selbstverständlich auch die fundamentale religiöse Frage nach Gott. Wir seien Gott-Skeptiker, lebten in einer „entgötterten Welt“. Oftmals sei schon eine Glaubensform, die der Autor mit „Als-ob“ benennt, „nicht wenig“. Dieser Begriff irritiert, kann er doch auch Fiktion und Heuchelei meinen. Die

Reihe der Philosophen, die die Denkfigur des „Als-ob“ ins Spiel brachten, kann diese Irritation nicht wirklich beseitigen. Betonte der Kantianer Karl Forberg (1770–1848) noch die „praktische“ Dimension des Glaubens – das Gegenstück ist der „theoretische Glaube“ –, so ist für den Philosophen Karl Vaihinger, den Verfasser einer umfänglichen „Philosophie des Als Ob“ (1876–1878) und für den Neukantianer Friedrich Albert Lange (1826–1875) der Gottesglaube sinnlos, sind religiöse Vorstellungen „bewusste Erdichtungen“. Und wie in der Poesie seien auch die Konzepte der Religion als Vergeistigungen und Metaphern, nicht als „Wirklichkeit“ zu vermitteln.

Wenn Sebastian Kleinschmidt das „Als ob“ des Glaubens wiederaufnimmt, dann verweist das eher auf Pascals „Wette“ (mit der er sich leider nicht auseinandersetzt) und explizit auf die Lyrik von Christian Lehnert, dessen Werk dem „Offenhalten“ von Glaubensgütern diene: „Alles Verweisen auf das Religiöse geschieht lautlos, wie im Verborgenen, in äußerster Diskretion. Die Poesie unterwirft sich nicht. Gott ist in ihr ein unbewohnter Name, ‚ein reines, leeres Feld‘. An einer Stelle heißt es: ‚Was ich glaube, ist ganz unverstanden‘.“ Ja, das ist „nicht wenig“, mag die von Kleinschmidt ausgerufene „Brückentheologie für religiös Unentschiedene“ einem Gemüt, das nach der göttlichen Offenbarung Ausschau hält, nicht genügen. An einer Stelle vermerkt der Autor: „Ein fruchtbarer Konjunktiv ist besser als ein unfruchtbarer Indikativ.“ Das ist schön und versöhnlich formuliert. Die „Kleine Theologie des Als ob“ lässt sich als eine geistreiche Fingerübung ansehen, die den Leser durchaus fremdeln lässt und noch mehr nachdenklich macht.

Christian Heidrich

Stefan Seidel
Nach der Leere
Versuch über die Religiosität der Zukunft

München: Claudius Verlag. 2020
160 Seiten
18,00 €
ISBN 978-3-532-62857-7

Wir erfahren in der Kirche die Leere: leere Kirchen, Menschen, denen der Glaube nichts mehr sagt, den Zusammenbruch vertrauter Gewissheiten. Wir stehen im Schatten der Säkularisierung. Glauben wir selbst noch an Gott? An welchen Gott kann man noch glauben? Brauchen wir Religion? Muss man in der Kirche sein oder kann man jenseits institutioneller Bindungen ein religiöses oder spirituelles Leben führen? Vieles ist im Umbruch. Doch was wird kommen – nach der Leere? Was könnte, was sollte kommen? Der Theologe und Journalist Stefan Seidel widmet sich in seinem neuen Buch diesen heute so zentralen Fragen und versucht, Konturen eines Glaubens nach der Leere aufzuzeigen – in einer dichten, oft poetischen und zugleich glasklaren Sprache.

Ohne Scheu diagnostiziert Seidel das Leben unter säkularen Vorzeichen: den Verlust Gottes in der Moderne, aber auch die bleibende Sehnsucht nach etwas, das die engen Horizonte einer gottlosen Welt überschreitet. Seidel zeichnet dieses Verlangen nach „Mehr“ in seinen vielen Facetten nach – auch angesichts der Gefahren, die mit den beiden „Religionsgestalten“ des Fundamentalismus und der Esoterik verbunden sind, aber auch angesichts der „Religion“ in Gestalt eines immer grenzenloseren Kapitalismus. Seidel hat gute Gründe, an der Vorstellung, dass die Logik des Marktes und des Konsums langfristig tiefste menschliche Sehnsüchte stillen kann, zu zweifeln: „Wobei dieser neue kapitalistische Kult des Geldes nicht in Erlösung mündet, wie schon Walter Benjamin bemerkte, sondern in Verschuldung und einem nicht enden wollenden Streben nach mehr.“ (43). Zu Recht verweist Seidel auf die Gnadenlosigkeit dieses Kultes.



Zeigen sich Auswege? Gibt es Zeichen dafür, dass Gott neu und anders erfahren werden kann? Einen Weg findet Seidel angesichts des Todes. Alle Menschen müssen sterben. Man kann den Tod verdrängen, doch irgendwann meldet sich seine Wahrheit. Irgendwann muss man sich zum Tod verhalten. So kann sich gerade im Tod Transzendenz zeigen, der man sich auf verschiedenen Wegen – Seidel bezieht sich u. a. auf Søren Kierkegaard, Hans Blumenberg und Bernhard Waldenfels – annähern kann. Eine andere Annäherung an das, was die Horizonte der Alltäglichkeit überschreitet, unternimmt Seidel im Gespräch mit der Poesie Christian Lehnerts und Tomas Tranströmers. Ein weiterer Weg führt über die Ehrfurcht vor dem Leben zu einer ökologischen Spiritualität und noch ein Weg zu den Spuren des Heiligen in den Erfahrungen von Würde, Scheu und Skrupel.

Nach der Leere, so zeigt Seidel, eröffnen sich neue, andere, überraschende Wege des Religiösen. Ein sehr lesenswertes, berührendes und veränderndes Buch ist ihm dabei gelungen. Ein Buch der Sehnsucht, das selbst Sehnsucht weckt und das aufmerksam macht – für die andere Seite der Leere, für die „zerspringende Diesseitsrinde“, für die die Brüche im Alltäglichen oder für die Möglichkeiten einer mystischeren Religiosität, die nicht aus der Welt hinaus, sondern eigentlich erst in sie hineinführt.

Ergänzt wird dieser wichtige Band durch Seidels „Grenzgänge. Gespräche über das Gottsuchen“ von 2022 (s. Eulenspiegel Literatur 1/2023, 30f) mit wichtigen Autorinnen und Autoren der Gegenwart von – um nur einige seiner Gesprächspartner zu nennen – Daniela Krien, Christian Lehnert und Helga Schubert über Patrick Roth, Tomás Halík und David Steindl-Rast bis zu Ingrid Riedl, Jürgen Moltmann und Pierre Stutz. Beeindruckende Zeugnisse, die zeigen, was „nach der Leere“ kommen könnte oder, bescheidener, wie es weitergehen könnte, irgendwie, ohne dass „Hoffnung“ zu einem gänzlich unverständlichen Fremdwort würde.

Holger Zaborowski

Jan-Heiner Tück
Crux
Über die Anstößigkeit des Kreuzes

Freiburg: Herder Verlag, 2023
375 Seiten m. Abb.
28,00 €
ISBN 978-3-451-39197-2

Das Kreuz bzw. die Kreuzigung Jesu entziehen sich der theologischen Systematik. Diese pointierte Aussage bestimmt die Struktur des Buches und das Vorgehen des Autors: In 24 Versuchen beleuchtet Jan-Heiner Tück die unterschiedliche Bedeutung des Kreuzes sowie mit der Kreuzigung verbundene Bewertungen und Unterstellungen in verschiedenen geschichtlichen Situationen. Die einzelnen Beiträge bilden ein anregendes Kaleidoskop. Sie provozieren die geistige Auseinandersetzung und die geistliche Vertiefung.

Die anschauliche, zum Teil illustrierte, komplexe Darstellung ist historisch orientiert. Sie berücksichtigt in den einzelnen übersichtlichen Kapiteln von der Antike bis zur Gegenwart zunächst mythologische und philosophische Kontexte als Voraussetzung zum Verständnis von „Crux“: Odysseus am Mast als Modell des Gekreuzigten, das Opfer der Alkestis, die Figur des gekreuzigten Gerechten in Platons Politeia, aber auch die alttestamentliche Erzählung von der Opferung Isaaks.

Als Instrument des Gottesmordes im Kontext der Enterbung Israels wird das Kreuz von christlichen Repräsentanten der frühen Kirchengeschichte pervertiert. Mit Nietzsches Polemik gegen das Mitleid im Namen des Lebens sind das Kreuz und der Gekreuzigte zunächst abgewertet, aber gleichzeitig können sie neu verstanden werden: Es zeigen sich die Berechtigung von Nietzsches Kritik im Kontext seiner Lebensmetaphysik und Gesprächsmöglichkeiten mit einem neuen, anderen Blick auf den Gekreuzigten.



Auch mithilfe von René Girards mimetischer Perspektive werden das Kreuz und die Kreuzigung erläutert: Alle gegen einen – einer für alle: Unter dieser aktuellen soziologischen und psychologischen Perspektive ergeben sich erstaunlich einfache, einleuchtende Verständnismöglichkeiten.

Von Navid Kermani wird das Kreuz in einen spezifischen, provozierenden, für das Gespräch besonders ergiebigen Blick genommen. Im Kapitel „Gotteslästerung und Idolatrie?“ wird Tück der Auffassung dieses geschätzten, dialogisch orientierten Islamgelehrten einfühlsam und differenziert gerecht. Er bringt dabei außerdem den Kontext von Kermanis Position und ihre Grenzen unmissverständlich zum Ausdruck. So tun sich dem interessierten, kritischen Leser immer neue theologische und existentielle Zugänge auf. Hier seien noch eigens die meditierenden Ausführungen Tücks bei der Analyse von Paul Celans Gedicht „Tenebrae“ genannt. Die klar zum Ausdruck kommende Nähe von Celans Lyrik (die Tück besonders gut kennt) zur Situation unschuldig gequälter Menschen, auch des leidenden Gekreuzigten, geht dem Leser unter die Haut.

Das Kreuz gibt immer wieder Anlass zu öffentlichen Kontroversen, zu denen Tück klar und abgewogen Stellung nimmt. Als „symbolische Selbstamputation“ stellt er das Verhalten der beiden Bischöfe Marx und Bedford-Strohm in Frage, die bei einem offiziellen Besuch auf dem Tempelberg ihr Brustpektorale aus Rücksicht auf die dort geltenden Verhaltensvorschriften abnahmen. Diese Kritik und die Frage nach der Bedeutung des öffentlichen Bekenntnisses zweier hochrangiger religiöser Repräsentanten gelten erst recht angesichts der Wirkung, die ein solches Verhalten auf die Situation und die Gefühle verfolgter Christen im Nahen Osten und auch in anderen Regionen hat.

Die Präsenz des Kreuzes in öffentlichen Gebäuden, zum Beispiel der Wiener Universität, ruft kontroverse Diskussionen und Reaktionen hervor. Deshalb ist es Tück in diesem Kontext wichtig, darauf aufmerksam zu machen und zu bedenken, welche Wirkung ein abgehangenes Hörsaalkreuz hinterlässt: Was fehlt, wenn das Kreuz fehlt? Diese kritische Frage klingt lange nach. Sie kann einmal mehr besonderes Interesse an der aktuellen sozialen und politischen Dimension von „Crux“ wecken.

Der Kreuzestod und die Auferstehung Jesu gehören im christlichen Glaubensbekenntnis von Anfang an eng zusammen. Darum ist es plausibel, dass das Buch „Crux“ mit Überlegungen zu der Frage endet, wie zeitgenössischen Lesern ein Zugang zum Glauben an die Auferstehung möglich ist, bei dem Golgotha nicht vergessen wird. Mit Bezug auf Täter und auf ihre Opfer ist der Autor überzeugt: Nur wenn der Name Gottes über uns genannt wird, können wir darauf hoffen, nicht vergessen zu werden. Gegen eine Harmonisierungstheologie, die nicht angemessen zwischen den Tätern und ihren Opfern unterscheidet, steht die Memoria Dei als Trost: Gottes Gericht kann den Opfern wie den Tätern gerecht werden. Er bleibt allen seinen Geschöpfen treu.

Jan-Heiner Tücks anschauliches, kenntnisreiches, flüssig lesbares Buch erweitert den Horizont. Es stellt die Anstößigkeit des Kreuzes in Form einprägsamer historischer und aktueller Momentaufnahmen überzeugend dar. Die durchgängige Teilnehmerperspektive des Autors bewegt den Leser besonders: Das Kreuz steht für die Qualen der Leidenden und für die Solidarität Gottes mit den Gequälten. Das Buch „Crux“ lädt deshalb neben der intellektuellen Auseinandersetzung zur mitfühlenden geistlichen Betrachtung und zum Gebet ein.

Heribert Körlings

Ingolf U. Dalferth

**Die Krise der öffentlichen Vernunft
Über Demokratie, Urteilkraft und Gott**

Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt. 2022

333 Seiten

25,00 €

ISBN 978-3-374-07056-5

„Auf der Flucht vor der öffentlichen Auseinandersetzung erreicht dieser oder jener die Freistatt einer privaten Tugendhaftigkeit. Aber er muß seine Augen und seinen Mund verschließen vor dem Unrecht um ihn herum. Nur auf Kosten eines Selbstbetruges kann er sich vor der Befleckung durch verantwortliches Handeln reinerhalten. Bei allem, was er tut, wird ihn das, was er unterläßt, nicht zur Ruhe kommen lassen. Er wird entweder an dieser Unruhe zugrunde gehen oder zum heuchlerischsten Pharisäer werden.“ So schrieb Bonhoeffer in seiner „berühmten Rechenschaft an der Wende zum Jahre 1943“ – Dokument einer unerbittlich selbstkritischen Gewissenserforschung „nach 10 Jahren“, also seit Hitlers Machtergreifung. „Wer hält stand?“ und „Sind wir noch brauchbar?“ lautet die Gretchenfrage. (Widerstand und Ergebung, DBW 8, Gütersloh 1998, 19-39, hier 22).

Auf dieser Linie gewinnt das vorliegende Buch seine inspirative Kraft und seine brisante Aktualität; Ingolf U. Dalferth erweist sich erneut als einer der klügsten Köpfe heutiger systematischer Theologie (und Religionsphilosophie). Das gilt schon für den Mut und die Konsequenz, eines der spirituell und theologisch brennendsten Probleme der Gegenwart anzugehen – den vermeintlich selbstverständlichen Konsens nämlich, alles müsse prinzipiell auch ohne Gott zu regeln sein, jedenfalls im öffentlichen Leben. Damit ist ja der vorherrschende Eindruck verbunden, die Sache mit Gott komme eigentlich immer zu spät und stünde beliebig zur Disposition oder Spekulation. Wer es wagt, ausdrücklich mit Gott zu rechnen, steht automatisch unter Rechtfertigungszwang, als sei Gott ein Thema und Gegenstand wie jeder andere auch. Selbst wenn es ihn gibt und das Reden von und gar zu ihm sinnvoll ist, gilt es gesellschaftlich doch



als sekundär und bestenfalls als privater Luxus (oder Knaxus). Aber von Gott als Gott ist ja sinnvoll überhaupt erst dann gesprochen, wenn „er“ allem zuvor ist, dieses gründend und ermöglichend, und zwar privat wie öffentlich. Er „steht für die schöpferische Transzendenz, ohne die es keine Immanenz gibt ... Gott ist epistemisch nicht erweisbar, aber existenziell unvermeidbar“ (257). Gewiss ist die Einsicht (seit) der Aufklärung richtig, „dass Gott kein Gegenstand empirischer oder historischer Wissenschaften und kein Lückenbüsser wissenschaftlicher Erklärungen ist“. Aber das heißt gerade nicht, dass Gott nirgends, sondern gerade umgekehrt, dass Gott überall thematisiert werden kann“ und muss (130). Wie Joseph Ratzinger vor Jahren mit Berufung auf Pascal für eine allgeeine Grundhaltung warb, „als ob es Gott gäbe“, so auch Dalferth in schöpferischem Kontrast zu Bonhoeffers: „etsi deus non daretur“

(130). Genau diese „Lücke“ namens „Gott“ gilt es offenzuhalten – als Kirche für Gesellschaft und Staat, als Theologie im Kontext der Wissenschaften (und, so sei hinzugefügt, als Religionsunterricht in der Schule). Nebenbei ergänzt: Dass solches Offenhalten das absolute Gegenteil von Lückenbüßerei ist, könnte schon daran deutlich werden, dass „lücke“ und „gelücke=glück“ dieselbe Sprachwurzel haben. Bloße „Gottesabstinenz vom öffentlichen Raum“ (157) oder schlichter Rückzug in den privaten Raum gar nur der Innerlichkeit sind nicht nur intellektuell unbefriedigend, sondern politisch und sozial gefährlich: Denn ohne einen prägenden Bezug zu einem „ultimativen Dritten“ namens „großer Transzendenz“ bleibt man allem anderen etwas schuldig, und das mit höchst problematischen Folgen, z.B. in der gegenwärtigen Demokratiekrise.

Das äußerst gehaltvolle Buch, dessen Durcharbeitung ganze Reihen von Lampen aufleuchten lässt, ist glasklar geschrieben und gegliedert. Dass eingangs von der globalen Krise der Demokratie die Rede ist, ruft systematisierend ins Bewusstsein, was Alltag und Medien täglich mitteilen: eine strukturelle Vermeidung der Letztfragen. Der zweite Abschnitt „Krise der Öffentlichkeit“ stellt den einschneidenden Wandel des neuzeitlichen Paradigmas dar: War die Unterscheidung von Öffentlichkeit und Privatheit seit der Aufklärung eine emanzipatorische Leistung mit befreiender Kraft zu mehr Verantwortung gerade für das Gemeinwohl, so gibt es postmodern nur „eine amorphe Vielfalt von Öffentlichkeiten (Netzwerke) oder den Abbau einer allen gemeinsamen Öffentlichkeit zugunsten von Milieublasen“ (95). Politikverdrossenheit, Ohnmachts- und Frustrationshaltung und nicht zuletzt Unsicherheit darüber, welche Nachricht denn nicht gefakt sei, sind die Folge; gesucht wird neu, was die plurale Welt und das einzelne Bewusstsein im Innersten zusammenhält. Selbst wenn man nichts mehr „coram deo“ bedenken will, die offene Frage ist da und muss ausgearbeitet bleiben.

„Die Krise der Vernunft“ und „Orientierende Urteils kraft“ – dritter und vierter Abschnitt – lassen sich (um wenigstens den zentralen Leitgedanken aus der Fülle der Aspekte hervorzuheben) als spannende Auseinandersetzung mit Jürgen Habermas lesen. Dessen großes Spätwerk „Glauben und Wissen“ ist nach Dalferth „durchgehend an nachkantischen Problemkonstellationen orientiert“ (319). Die Gottesfrage wird demnach zunehmend als negativ entschieden und ausgemustert: Gott wird durch Religion ersetzt und Glaube durch religiöse Gesinnung. Zwar wolle Habermas das Erbe des Gottdenkens nachmetaphysisch beerben und ins Säkulare übersetzen, aber er ende, wie er selbst im Schlusssatz markiert, in einem Dilemma: „Die säkulare Moderne hat sich aus guten Gründen vom Transzendenten abgewendet, aber die Vernunft würde mit dem Verschwinden jedes Gedankens, der das in der Welt Seiende im Ganzen transzendiert, selber verkümmern.“ In der Tat, unterstreicht Dalferth, und nennt den Grund: Indem Habermas nämlich von der Leitdifferenz „Glaube und Wissen“ ausgeht, setze er zu kurz an. Denn der Gegensatz zum Glauben ist nicht Wissen, sondern Unglaube. Habermas aber verstehe „Glauben durchgehend als Schwachform des Wissens oder als Performanzgestalt von Erfahrung“ (174); Gott ist ihm „keine reale Größe, sondern ein Konstrukt der Gläubigen“ (177). Ob und wie diese Kritik an Habermas zutrifft, wäre eigens zu diskutieren, aber klar wird die theologische Pointe des ganzen Buches: „Nicht im Denken, sondern im Leben entscheidet sich die Gottesfrage“ (167), und zwar in allen Wirklichkeitsbereichen. Darin ist Gott „der ultimative Dritte“: „existentiell unvermeidlich“, weil „schöpferische Transzendenz“ von und in allem (257).

Dieses starke Gottes- und Schöpfungsverständnis entfaltet überzeugend der fünfte Abschnitt „Das Dritte“. Plastisch stellt Dalferth ein Beispiel voran: „Als Bürger ist jemand mit einem anderen als Bürger gleich, wenn beide in Hinsicht auf das Gesetz betrachtet werden.“ (227) Ohne den Bezug auf das orientierende Dritte, das Gesetz, gäbe es die Gleichheit der Bürgerschaft nicht. Welt und Mensch im Ganzen und Einzelnen als Schöpfung verstehen bedeutet, sich und andere und alles als verdankt und geschenkt zu realisieren. Das aber setzt notwendig die Realpräsenz einer „schöpferischen Transzendenz, ohne die es keine Immanenz gibt“, voraus (257). „Gott ist nicht nur ein Dritter unter oder neben anderen, sondern der ultimative Dritte, ohne den es keine anderen Dritten gäbe.“ (258) Machen wir also ernst mit der demokratischen Trias von Freiheit, Gleichheit und Geschwisterlichkeit, dann ist solcher Schöpferbezug schon mitgedacht, nein mitvollzogen. Nicht nur genealogisch hängen demokratische Öffentlichkeit und Gottesglaube zusammen, es ist auch in Wirklichkeit so. Wer nicht an Gott als Ermöglicher alles Möglichen und Wirklichen glaubt, muss anerkennen, dass wir „nicht verlässlich zu Hause sind in der gedeuteten Welt“ (Rilke). „Gott ist deshalb nicht erst dort präsent, wo man das bemerkt und anerkennt, sondern man kann es nur bemerken und anerkennen, weil Gott vorgängig präsent ist.“ (281)

Ersichtlich stecken in diesen Gedanken alle Grundprobleme um Gottesbeweise, natürliche Theologie und Schöpfungstheologie, die es weiter zu erwägen gilt – mit manchen Rückfragen an Dalferths Argumentation. Vor allem wäre eine theologische Reflexion auch darauf wünschenswert, warum die Sache mit Gott derart zur internen Kirchenangelegenheit verkümmert ist und in der Öffentlichkeit eher als Stichwort mangelnder Fortschrittlichkeit gehandelt wird. Aber zum einen überzeugen seine intellektuelle Redlichkeit und argumentative Kraft, zum anderen der Mut und die Leidenschaft, theologisch Verantwortung zu übernehmen für gesellschaftliche Grundfragen des Lebens und Überlebens. Zu gefährlich ist mit der Öko- die Demokratiekrise weltweit, als dass man daraufhin nicht den Mehrwert christlichen Glaubens auszulegen hätte.

Eine höchst erfreuliche Position angesichts des „spirituellen“ Mainstreams auch in den Kirchen, wo man sich des Öfteren mit persönlichen Glaubenserfahrungen und innerlichen Gottesbegegnungen zufriedengeben will, als wäre Gott ein Kirchenthema oder eine Peinlichkeit, über die man öffentlich nicht mehr sprechen dürfte. „Als ob es Gott gäbe“ – mindestens das sollte der Normalfall werden. Und deshalb ist (guter) Religionsunterricht so wichtig.

Gotthard Fuchs

Wolfgang Beinert
Dem Ursprung Zukunft geben
Autobiographische Skizzen

Regensburg: Friedrich Pustet Verlag. 2022

616 Seiten m. s-w Abb,

38,00 €

ISBN 978-3-7917-3360-9

Nichts ist spannender als das Leben. Wer aber eine Autobiographie von über 600 Seiten publiziert, muss nicht nur das Leben kennen, er muss es auch noch beschreiben können. Vor allem darf er nicht an Minderwertigkeitskomplexen leiden. Er muss schon wissen, wer er ist, was er kann und vor allem: dass er etwas zu sagen hat.

Und in der Tat: Wolfgang Beinert, Professor für Dogmatik und Dogmengeschichte, der von 1978 bis zu seiner Emeritierung 1998 an der Universität Regensburg lehrte, hat etwas zu sagen und vermag das, was er zu sagen hat, geistreich und spannend, gewürzt mit zahlreichen zeit- und kirchenkritischen Durchblicken, aber auch mit viel Humor und Selbstironie darzubieten.

Dem Autor geht es um die Botschaft Jesu. Diese verweist auf den Ursprung von allem, auf Gott. Er allein gibt Zukunft, weil er Freiheit schenkt, wie der Autor den Titel seines Buches „vorab“ erklärt (11-13). Deswegen ist und bleibt Beinert in der Kirche. Sie ist ihm Zeichen der Einheit der Menschen mit Gott und untereinander (vgl. Vat II, LG 1). Sie ist der Prozess der Weitergabe des Wortes Gottes, das es in Freiheit aufzunehmen, in sich Gestalt werden zu lassen und der Welt weiterzugeben gilt. Doch, so weist Beinert nach, ausgerechnet in diesem Punkt versagt die Kirche in Europa. Er schildert die Endphase dieses Versagens aus seiner persönlichen Sicht: aus der Perspektive „eines ganz gewöhnlichen Lebens“.

Er beginnt mit seiner Kindheit und Jugendzeit in Breslau (1933-1945), schildert die Nachkriegszeit in Bayern (1945-1952) und ausführlich seine Studienzeiten in Rom (1952-1963) mit dem Großereignis der Kirche: dem Zweiten Vatikanischen Konzil (1962-1965).



Promoviert zum Doktor der Theologie berichtet er von seinen ersten pastoralen Anfängen als Kaplan in Ebrach, einer Pfarrei in der Erzdiözese Bamberg. Sie nimmt er „als prominentes Beispiel für wirksame spirituelle Selbstschädigung der Kirche“ mit bester Aussicht, „ins Handbuch für Kirchenzerstörung, herausgegeben von der höllischen Stabsstelle für Desinformation“, aufgenommen zu werden (245).

Seine Habilitation schrieb Beinert bei Joseph Ratzinger, dem späteren Papst Benedikt XVI. Wie es sich für einen zünftigen und künftigen Dogmatikprofessor gehört, sollte das Thema aus der Mediävistik gewählt werden. Probleme der Gegenwart haben ihre Vergangenheit und können nur im Rekurs auf die Glaubensgeschichte gelöst werden. Nachdem Beinert über das dritte Kirchenattribut in ökumenischer Perspektive promoviert hatte, konzentrierte er sich jetzt auf die Ekklesiologie des 12. Jahrhunderts. Das Ergebnis ließ sich sehen. Die Arbeit wurde publiziert in den „Bäumker Beiträgen“, einer der renommiertesten Reihen für mittelalterliche Philosophie und Theologie.

Bereits ein Jahr später, im Jahr 1971, wurde der Autor Professor an der Theologischen Fakultät der neu gegründeten Ruhr-Universität Bochum. Schon hier traf er den richtigen Ton. Seine Vorlesungen und Seminare hatte Zulauf. Die Studierenden, die zumeist aus dem Ruhrpott kamen, merkten rasch: Hier spricht einer, der tickt ähnlich wie wir: Der redet nicht drum herum. Der spricht auch nicht nur gelehrt. Der spricht vor allem Tacheles, d.h. zielorientiert zur Sache. Sein Schriftenverzeichnis weist heute über 1.500 Veröffentlichungen auf, darunter Standardwerke der Dogmatik.

Beinert gelingt es immer wieder, die großen Entwicklungen der Kirche konkret auf den Punkt zu bringen, z.B. wenn er die Aufmerksamkeit auf Sebastian Tromp (1889-1975) lenkt. Er war einer seiner römischen Lehrer und mehr als zwanzig Jahre im Heiligen Offizium als Consultor tätig. An der theologischen Vorbereitung und Durchführung des Konzils war er maßgeblich beteiligt. Beinert schildert Tromp nicht nur als einen knorrigen, arroganten und neuscholastisch fixierten Sarkasten, sondern auch als jemanden, der das Lehramt für verbindlicher und wirkmächtiger als den Heiligen Geist selbst hielt. Glaube hatte für Tromp nichts mit dem Herzen, nichts mit Vertrauen oder gar Liebe zu tun, sondern war reine Verstandessache, beweisbar wie eine mathematische Formel. Wer den Beweis nicht akzeptierte, war in seinen Augen entweder bösartig oder nur blöde (164ff.). Tromps Geist konnte sich auf und unmittelbar nach dem Konzil nicht durchsetzen, ist aber bis heute in der Kirche virulent.

Man muss nicht mit allem einverstanden sein, was und wie Beinert die Entwicklung in Kirche und Welt beurteilt. Doch hat er Recht, wenn er immer wieder auf die Essentials rekurriert, auf den Glauben an den Gott Jesu Christi. Er ist der Ursprung, der Maßstab und das Ziel von allem. Er ist die Liebe, welche die Angst besiegt und die Freiheit der Kinder Gottes bewirkt. Ein Buch von brennender Aktualität.

Wolfgang Gerwing

Christian Kern
Scheitern Raum geben
Theologie für eine post-souveräne
Gegenwartskultur
Theologie im Dazwischen – Grenzüberschreitende
Studien, Band 2

Ostfildern: Matthias Grünewald Verlag. 2022
409 Seiten
60,00 €
ISBN 978-3-7867-3284-6

Was hat die Havarie der Costa Concordia am 13. Januar 2012 mit der Theologie zu tun. Kurz und bündig gesprochen: das Scheitern und wie dieses in Sprache gefasst wird. So wird im vorliegenden Buch, der überarbeiteten Doktorarbeit von Christian Kern, die Analyse des Schiffbruchs eines Kreuzfahrtschiffs im Mittelmeer mit der biblischen Erfahrung des Ostermorgens in Beziehung gesetzt. Wie gelingt angesichts des Scheiterns menschliches Leben und was besagt dies über die Rede von Gott? Dazwischen liegen interessante und spannende Auseinandersetzungen über die Frage, was unsere Kultur kennzeichnet: souveräne Positionen des Erfolgs oder Lebensgestaltung in Fragilität angesichts von Scheitern.

Das Wort „scheitern“ stammt ursprünglich aus dem maritimen Kontext als einer wenn auch in der Schifffahrt nicht gewünschten Möglichkeit. Die Entwicklung der neuzeitlichen Seefahrt, inklusive des Baus von riesigen Kreuzfahrtschiffen, versteht sich als Erfolgsgeschichte der Beherrschung der Meere. Ihr entspricht das sich spätestens in der Aufklärung etablierende Konzept des mündigen Subjekts, das über sich in souveräner Weise selbst bestimmt und entscheidet. Immanuel Kant ist der philosophische Protagonist dieser souveränen Auffassung vom Menschen. Unter dem Vorzeichen der Souveränität bleibt Scheitern ein Tabu und unterliegt der gesellschaftlichen Verdrängung. Das positive Potential, das im Scheitern liegen kann, lässt sich aus einem souveränen Standpunkt von außen nicht bestimmen.



Demgegenüber unternimmt Kern es, die Ohnmachtserfahrungen des Scheiterns von innen her zu bestimmen. Die aussagekräftigen und markanten Beispiele, die herangezogen und ausführlich analysiert werden, stammen aus dem biographischen Umfeld des Autors: der Bahnhofsmision in Würzburg, dem Improvisationstheater und dem Recollectio-Haus Münsterschwarzach. Der philosophische Bezugspunkt, den Kern dabei starkmacht, ist das Konzept der Andersorte von Michel Foucault. An solchen Heterotopien kann eine Lebenskunst des Scheiterns eröffnet werden, die auch im Scheitern der Menschlichkeit Raum und Zukunft gibt. Aspekte einer solchen Lebenskunst sind kritisches Wissen, gebrochene Sprache, soziale Dispositionen, betrauerbare Verluste, säkularer Glaube. „Scheitern wird in Ihnen nicht extrovertiert, nicht ins Außen sozio-diskursiver Ordnungen abgeschoben. Vielmehr wird Scheitern invertiert, es findet statt im Innen der jeweiligen Rahmen und eröffnet zugleich eine Wende“. (295)

Nachdem im ersten Teil die moderne Strategie der Extroversion des Scheiterns und im zweiten Teil das postmoderne Konzept der introversiven Bewältigung des Scheiterns in einer engen Verzahnung von Praxisbeispielen und theoretischer Reflexion durchgearbeitet ist, wird im dritten Teil des Buches eine Theologie des Scheiterns biblisch und systematisch erarbeitet. Das Gleichnis vom verlorenen Sohn, die Passion Jesu wie die Frauen am Ostermorgen stehen exemplarisch für eine introversive Lebensbewältigung der Erfahrung von Scheitern. Programatisch fasst Kern das „Evangelium als eine Kultur des Scheiterns“ auf. Im Evangelium wird vom Scheitern erzählt, es wird darin erfahren und es eröffnet dennoch neue Lebensmöglichkeiten. „Denn der Gott, auf den in Jesus von Nazareth Bezug genommen wird, ist kein Gott der Souveräne, kein Gott von strahlenden Erfolgsgeschichten. Er ist vielmehr ein Gott, der mit der Ohnmachtssituation von bedeutsamen Verlusten, mit menschlichem Leben in Erfahrungen des Scheiterns verbunden ist und der darin einen Raum der Entdeckung anders möglichen Lebens aufspannt.“ (350) Daraus ergibt sich für die Gestaltungsweisen des Christlichen eine kritische Sicht auf Erfolgstheologien mit einer allzu sicheren Rede von Gott, eine Praxis der Eröffnung von Lebensräumen angesichts der Erfahrungen des Scheiterns, denen wir Menschen nicht entgehen können, und eine Kirche, die dem Fehlbaren Rechnung trägt und nach kreativen Perspektiven sucht.

Dieses Buch verbindet in gelungener Weise philosophisch-theoretische Reflexionen mit Praxiserfahrungen unserer postsouveränen Kultur. Darin berührt es den paradoxen Kern des christlichen Glaubens, von Gott sprechen zu müssen, obwohl das göttliche Geheimnis letztlich nicht erfasst werden kann. Womöglich liegt gerade darin für den postsouveränen Menschen von heute die heilvolle Botschaft des Christentums. Die Lektüre dieses nicht ganz kurzen Buches ist daher uneingeschränkt zu empfehlen.

Thomas Franz

Manuel Herder (Hg.)

Der Papst der Bücher

Schlüsseltexte zum Denken Benedikts XVI

Freiburg: Herder Verlag 2023

331 Seiten

28,00 €

ISBN 978-3-451-39213-9

Das kurze Vorwort berichtet über die herzliche Verbundenheit Manuel Herders und seines Verlages mit Benedikt XVI., dem Autor der Texte. Aus dessen umfangreichem, vielschichtigem bei Herder publiziertem Werk, das er in seiner editorischen Notiz kurz erwähnt, hat der Herausgeber unterschiedliche repräsentative Texte aus der jüngeren Vergangenheit zusammengestellt. Stefan von Kempis, der Leiter der deutschsprachigen Abteilung von Vatican News, hat an dem Buch mitgearbeitet.

Der Herausgeber gliedert seine Textauswahl in sechs Abschnitte. Der erste über Glaube, Hoffnung und Liebe mit Ausschnitten aus den Enzykliken des Papstes stellt die gelungene Einleitung dar: Der Glaube an den lebendigen Gott, das Lebensfundament, ist eng mit der befreienden Hoffnung verknüpft. Diese geht über den Tod hinaus. Sie realisiert sich aber auch schon jetzt in der Praxis der Agape, hingebungsvoller Liebe im alltäglichen Dienst am Nächsten.

Um Jesus von Nazareth, in dem Gottes vorbehaltlose Liebe Mensch wird, geht es im zweiten Abschnitt mit Ausschnitten aus den Jesusbüchern des Papstes. Dem Geheimnis Jesu begegnet man in den Evangelien. Es besteht in Jesu einzigartiger Beziehung zu Gott, seinem Vater. Daraus speisen sich das Reden und Handeln dieses gläubigen Juden aus dem Volk Israel. Die Gottunmittelbarkeit Jesu und sein Anspruch gehen allerdings über den eines jüdischen Gesetzeslehrers hinaus. In Jesu Leben und Sterben konstituiert sich die neue, erlöste Gemeinschaft des Menschen mit Gott. Den Kreuzestod Jesu hat nicht das jüdische Volk verursacht. Er ist das Ergebnis der Zusammenarbeit von Mitgliedern des Hohen Rates



Israels und dem Repräsentanten der römischen Besatzungsmacht. Für die Jünger bedeutet der Tod, der ihnen genauso real ist wie – nach einigem Zögern – seine Auferstehung, die Hingabe Jesu, sodass Jesus beim Vater für die Menschen eintritt. In Jesu Auferstehung ist eine Zukunft mit neuen Lebensmöglichkeiten eröffnet. Diese zu ergreifen beinhaltet, bei Jesus Ruhe zu finden, ihm nachzufolgen, eine gelöste existentielle Beziehung jenseits moralistischer Verkrampfung.

Wie man sein Leben in den Spuren Jesu gestalten kann, zeigen Textausschnitte aus manchmal kontrovers aufgenommenen Reden von Papst Benedikt während seines Pontifikats: In der Rede auf dem Gebiet des Konzentrationslagers Auschwitz steht neben seinem erschütterten Schweigen das beeindruckende: „Wach auf! Vergiss Dein Geschöpf nicht!“. In der Rede an der Regensburger Universität steht neben den vermeidbaren provozierenden Missverständnissen ein Leitgedanke von Benedikts Denken: die Bedeutung des rationalen Diskurses für den aufgeklärten Glauben an Gott. Die Vernunft muss auch in der an der Gerechtigkeit ausgerichteten Politik humane Wege finden, fordert der Papst

im Deutschen Bundestag. Es kommt dabei darauf an, die Stimme des Gewissens und den Anspruch der Natur zu hören. Für die notwendige Ökologie des Menschen bleibt die Bitte Salomos um ein hörendes Herz aktuell. Auch die Sorge um die Zukunft des christlichen Glaubens nimmt Benedikt XVI. mit ins Gebet, die er in seiner berührenden Ansprache bei der letzten Generalaudienz vor dem Rücktritt der Kirche spricht.

Der vierte Abschnitt der Textauswahl thematisiert die praktischen Möglichkeiten der Kirche im Dienst am Glauben. Als Volk Gottes ist diese paradoxerweise das Nicht-Volk das allein Christus gehört. Die Kirche ist das Sakrament der Menschenfreundlichkeit Gottes. Damit nimmt Benedikt eine Wendung des Zweiten Vatikanischen Konzils auf. In dessen Kontinuität sieht er die heutige katholische Kirche. Im ökumenischen Dialog ist die strukturelle Einheit nicht zerstört. Manches ist theologisch möglich, kann aber geistlich verspielt werden. Benedikt mahnt deshalb die Dialogpartner zur Geduld. Von der Hoffnung auf die Einheit der Kirche in der Kraft des Heiligen Geistes beseelt, geht es darum, sich dem Ökumenismus des Glaubens zur Verfügung zu stellen. Die Ausführungen bleiben hier recht allgemein.

Auch in den beiden letzten Abschnitten steht die Praxis im Focus: Es geht im fünften Teil um die rechte Art, die Liturgie zu feiern. Bei der Feier der Eucharistie, dem Dank an Gott, den Urheber der Liturgie, stellt der Mensch sich in Gottes Gegenwart. Er kommt damit zu sich selbst und zu den anderen.

Ein kurzer Briefauszug an die Bischöfe am Ende dieses Abschnitts zeigt, worum es Benedikt mit der Wiederzulassung der traditionellen Liturgie geht: um die Versöhnung in der Kirche, die Raum für die unterschiedliche Feiern des Glaubens bietet.

Im Schlussabschnitt kommt Benedikt XVI. mit exemplarischen Überlegungen zu Gesellschaft und Politik zu Wort. Mit einem längeren abschließenden Text zur Zukunft des Heils wird die Perspektive der christlichen Hoffnung vom Anfang des Buches aufgegriffen: Diese beinhaltet keine Vertröstung, sondern Trost. Vernunftbezogen nimmt der Glaube die Ding, wie sie sind. Denn jenseitsbezogen ist das Vertrauen zum dreieinigen Gott zugleich diesseitig.

Das gut lesbare Buch macht die Struktur und die Eigenart von Papst Benedikts Denken im Überblick und im Zusammenhang deutlich. Es motiviert zu vertiefender Lektüre und ermutigt nicht zuletzt zum vernünftigen Glauben aus der Hoffnung auf Gott – unterwegs in den Spuren Jesu Christi.

Heribert Körlings

Helmut Hoving / Magnus Striet / Stefan Orth (Hg.)
Gott, Freund der Freiheit
Ein Streitgespräch

Freiburg: Herder Verlag. 2023
144 Seiten
18,00 €
ISBN 978-3-451-27463-3

Das „Streitgespräch“ beschäftigt sich in der Reihenfolge mit Fragen nach Gott, Offenbarung, Christologie, Ekklesiologie und aktuellen Themen (Vertuschungskrise und Synodaler Weg). Magnus Striet ist Professor für Fundamentaltheologie und Philosophische Anthropologie in Freiburg im Breisgau und Helmut Hoving lehrt ebendort Dogmatik und Liturgiewissenschaft.

Beide haben unterschiedliche Ausgangspunkte für ihre Argumentation (etwa 25, 32, 44, 65-67). Striet setzt eher philosophisch-anthropologisch bei Fragestellungen in anthropologischer Interesseleitung ein und überlegt, inwiefern der christliche Glaube hier ein Antwortangebot darstellen könnte. Hoving, dessen hohe philosophische Kompetenz nicht infrage steht, hat eher dogmatisch den Blick auf die kirchliche Lehre und die römisch-weltkirchliche Perspektive. Einig sind sich aber beide trotz allem, wie Hoving im Anschluss an Striet feststellt: „Hinter die anthropologische Wende in der Theologie können wir nicht zurück, das ist richtig.“ (44)

So stößt man trotz allem immer wieder auf tendenzielle Streitpunkte zwischen den beiden Theologen – wie etwa im Hinblick auf die Gottesfrage. Hoving über seine Position eines „christlichen Panentheismus“ (46): „Alles ist durch und in Gott erschaffen. Auch dies ist bei der Rede vom Handeln Gottes in der Welt zu beachten.“ (46) Striet weist daraufhin: „Wie wird hier erklärt, dass der Mensch seinen Selbst-Stand auch nochmals gegenüber Gott bildet?“ (46) Und weiter: „Dass das Verhältnis von Gott und Mensch ein kreatürliches ist, habe ich natürlich nie bestritten.“ (47) Etwas weiter unten sagt er dann, dass es „keine kausale Verursachung von Freiheit geben“ (48) könne.



Die Frage nach Dogmenhermeneutik ist in diesem Buch gleichsam eine Überleitung in den späteren (und knapp gehaltenen) Thementeil „Synodaler Weg“. Im Hinblick auf die Frauenordination stellt Hoving fest: „Dogmatische Entscheidungen sind das eine, Dogmenhermeneutik das andere“ (70), wenn es um dogmatische Entscheidungen als „definitive Punktsetzungen“ (70) geht. Striet wendet ein, dass man durch ein „auch noch so angestregtes hermeneutisches Bemühen irgendwann an seine Grenze“ (70) kommt. Das Unfehlbarkeitsdogma (1870) ist das Paradebeispiel für diesen Grenzgang. Verschärft wird die Situation durch Johannes Paul II. mit seinem Schreiben „Ordinatio sacerdotalis“ (1994), in dem der Papst unter Rückgriff auf die Tradition der Kirche feststellt, dass man an dem Verbot, Frauen die Priesterweihe zu spenden, festhalte und dass dies „definitiv“ gelte.

Weder Hoving noch Striet beziehen in diese Fragestellung „Ad tuendam fidem“ (1998) ein. Striet weist darauf hin, dass Kardinal Joseph Ratzinger in seiner Kommentierung von „Ordinatio sacerdotalis“ den Unterschied zwischen Aussagen des ordentlichen und des außerordentlichen Lehramtes mehr oder weniger eingezogen hat“ (71, vgl. 103).

Die Diskussion über homosexuell veranlagte Priester und die Missbrauchsdiskussion sind miteinander verzahnt. Hoving wird sehr deutlich, wenn er auf Schätzungen verweist, „dass die Hälfte aller Priester, wenn nicht mehr, homosexuell ist“ (84) und spricht – ohne Homosexualität zu verurteilen! – von einer unguten „Homosexualisierung des Klerus“ (85) und dass nach Daten aus den USA, Irlands und der MHG-Studie ungefähr „drei Viertel aller Missbrauchsoffer ... Minderjährige männlichen Geschlechts“ (85) sind. Und auch Hinblick auf die heterosexuellen Priester sagt er, dass das „Priesteramt zu einem Nischenberuf geworden ist, weil Männer nicht zu ihrer eigenen Sexualität stehen oder sie nicht reflektiert haben“ (87). Und Striet macht deutlich, dass Priester, „die Kinder und Jugendliche sexuell missbraucht haben, nicht im Amt bleiben (können, L.H.). Und Bischöfe, die sexuellen Missbrauch vertuscht haben, gehören abgesetzt“ (91).

Interessant im Hinblick auf zukünftige Diskussionen in der Kirche sind die Stellungnahmen zur Frage der Bedeutung des Synodalen Weges. Striet sagt: „Auf dem Synodalen Weg kann derzeit beobachtet werden, wie dieses Recht (auf Selbstbestimmung in der liberalen Gesellschaft) zur normativen Mehrheitsmeinung geworden ist. Da mag ein Walter Kasper dafür oder dagegen sein: Es ist faktisch so.“ (116) Und er verweist darauf, dass es auch theologische Gründe für die Inhalte des Synodalen Weges gebe. Hoving widerspricht: „Der Synodale Weg ist zwar wie ein Kirchenparlament organisiert, aber nicht demokratisch legitimiert. Denn wer hat seine Mitglieder gewählt? Die Gläubigen der katholischen Kirche nicht.“ (129)

Beide Statements haben etwas an sich, was nachdenklich machen kann. Ich will meine Rezension mit ihnen beschließen. Der Philosoph Hegel entwirft in seiner „Phänomenologie des Geistes“ (1807) die Denkfigur eines „gedoppelten Insofern“, gemäß dem zwei Standpunktnahmen einander deutlich unterscheiden und doch die Perspektive auf eine Aufhebung in einem neuen Standpunkt bestehen kann, sofern man diese in die Zeit und damit in gläubig vertrauender Ratlosigkeit in Gottes Hände legt und dabei an seinem eigenen Insofern weiterarbeitet.

Das Buch eignet sich als gute Diskussionsgrundlage für Theologen. Für Laien dürfte es zu anspruchsvoll sein.

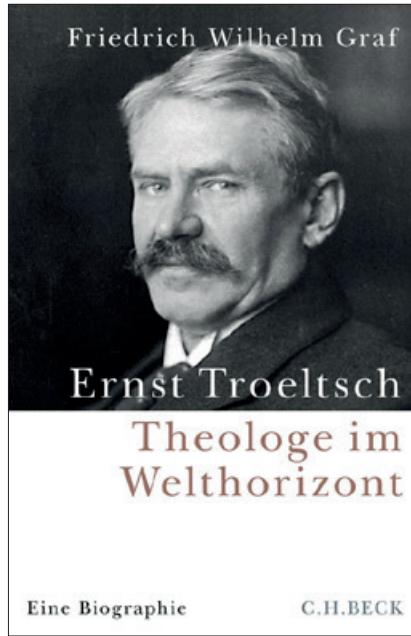
Linus Hauser

Friedrich Wilhelm Graf
Ernst Troeltsch
Theologie im Welthorizont
Eine Biographie

München: C.H. Beck. 2022
638 Seiten m. Abb.
38,00 €
ISBN 978--3-406-79014-0

Der Münchner emeritierte Professor für Systematische Theologie und Ethik Friedrich Wilhelm Graf erinnert in seiner umfangreichen Biographie an einen der brilliantesten Intellektuellen des deutschen Kaiserreichs und der frühen Weimarer Republik: den Theologen, Kulturphilosophen und politisch engagierten Zeitgenossen Ernst Troeltsch. In dessen Leben und Werk spiegeln sich die sozialen und geistigen Umbrüche der Zeit sowie ihre Folgen für die christliche Existenz und das theologische Denken. Troeltsch setzt sich diesen Wandlungsprozessen als Denker und politisch handelnder Zeitgenosse aus. So entsteht das Bild eines außergewöhnlichen Intellektuellen im Spannungsfeld von Glauben und modernem Denken, dessen Interessenvielfalt und Intensität seiner Engagements ihn zu einer innerlich widersprüchlichen und umstrittenen Persönlichkeit machen, die Graf mit dem Begriff des „Vielspältigen“ kennzeichnet. Auch seinem Werk haftet etwas Fluides und Labiles an, das sich nicht zu neuer Dogmen- oder Systembildung eignet. Dies und sein früher Tod im Jahre 1923 haben dazu beigetragen, dass Troeltsch im Unterschied zu seinem langjährigen Freund, dem Soziologen Max Weber, in Vergessenheit geriet und einer Wiederentdeckung bedarf.

Ernst Troeltsch wurde 1865 als Sohn eines Arztes geboren und entstammte einer angesehenen und alteingesessenen Augsburger Familie. Nach dem Besuch des Gymnasiums studierte er Theologie und Philosophie in Augsburg, Erlangen, Berlin und Göttingen. Nach Promotion, Habilitation und Ordination zum Pfarrer lehrte er zunächst an der Universität Bonn, bevor der erst 29-Jährige als Ordinarius für Systematische Theologie an die Universität Heidelberg berufen wurde.



Während seines Studiums wurden ihm in der Auseinandersetzung mit der zeitgenössischen Wissenschaft und der Beobachtung der Gesellschaft die fundamentalen Spannungen zwischen den „Ehrbegriffen“ der modernen bürgerlichen Gesellschaft einerseits und den religiös-sittlichen Prinzipien eines ernst genommenen Christentums andererseits bewusst. Er wollte ein guter Protestant sein und sah, wie schwer dies in der vom Kapitalismus geprägten, durch Konkurrenz, Machtstreben und Weltanschauungskämpfe bestimmten modernen Welt war. In der Frage, wie zwischen den überlieferten

Glaubensbeständen des Christentums und der von den Wissenschaften geprägten Moderne und ihren demokratischen Freiheitsidealen zu vermitteln sei, hatte Troeltsch sein erstes großes Thema gefunden. Während seiner Zeit als junger Wissenschaftler in Göttingen wurde ihm immer deutlicher, dass auch theologische Wissensbestände durch soziale Verhältnisse und institutionelle Prägekräfte bedingt und damit wie alle kulturellen Phänomene relativ sind. Deshalb darf sich Dogmatik nicht damit begnügen, Traditionswissen nur erläuternd weiterzugeben, sondern sie muss dazu beitragen, den religiösen Glauben mit der heutigen Lebenserfahrung zu vermitteln. Mit dieser kritischen Einstellung geriet Troeltsch in Widerspruch zur Mehrheit der orthodoxen Dogmatiker und entwickelte sich zum Religionshistoriker, dem die Erforschung von Religion im weitesten Sinne wichtiger wurde als ihre christlichen oder konfessionellen Erscheinungsformen. Dieser Entwicklung kam der Ruf an die Berliner Universität im Jahre 1915 entgegen. Aufgrund seiner wissenschaftlichen Reputation erhielt er einen auf seine Forschungsinteressen zugeschnittenen Lehrstuhl für Religions-, Sozial- und Geschichtsphilosophie und christliche Religionsgeschichte, und zwar in der philosophischen Fakultät.

In der Weimarer Republik wurde Troeltsch politisch aktiv. Nachdem er als Rektor der Universität Heidelberg qua Amts schon Abgeordneter in der Badischen Ständeversammlung gewesen war, engagierte er sich nach dem Untergang des Kaiserreichs in der linksliberalen Deutschen Demokratischen Partei (DDP), indem er für eine demokratische Verfassung und die politische Teilhabe der unteren Bevölkerungsschichten eintrat.

Ernst Troeltsch starb am 1. Februar 1923 plötzlich auf dem Höhepunkt seines Ruhmes. Mit seiner Biographie hat Friedrich Wilhelm Graf dem Theologen und Wissenschaftler, dem Politiker und Zeitgenossen ein Erinnerungsmal gesetzt, das dessen historische Bedeutung und uneingelöste Visionen auf anschauliche Weise in Erinnerung ruft.

Rüdiger Kaldewey

Norbert Feinendegen

C. S. Lewis: Überrascht von Gott

Wie der große christliche Denker zum Glauben fand

Lüdenscheid: Fontis Verlag. 2023

304 Seiten

19,90 €

ISBN 9783038482567

Die Gnade Gottes führte ihn „gnadenlos“ zum Christentum. Sein messerscharfes Denken ließ ihm keinen anderen Ausweg. Es erging ihm wie Augustinus (255, Fußnote 112). Er kapitulierte schließlich vor Gott und nannte sich später „de[n] niedergeschlagenste[n] und widerwilligste[n] Bekehrte[n] in ganz England“ (247, 253). Es war ihm wichtig zu betonen, „dass Gott selbst ein lebendiger Akteur in seiner Bekehrungsgeschichte war“ (13). Wie kam es dazu, dass ein ehemals freiheitsliebender Hardcore-Materialist, der sich gegen alle auch transzendenten Einmischungen in sein Leben verwahrte (131), zum demütigen Christen wurde und rückblickend sagt: „I was not born to be free – I was born to adore and obey.“ (Ich wurde nicht geboren, um frei zu sein – ich wurde geboren, um anzubeten und zu gehorchen.) Norbert Feinendegen ist dem in einem spannend zu lesenden Buch nachgegangen.

Aus seinen autobiographischen Äußerungen „Early pros Joy“ (EP) und „Surprised by Joy“ (SbJ), die Feinendegen in der Bekehrungsgeschichte von C. S. Lewis zu verorten sucht, geht hervor, dass Jack, wie er sich gern von Freunden nennen ließ, wie ein anderer „Jack“, Jakob, der Stammvater Israels mit Gott – statt einer ganzen Nacht, 10 Jahre seines Lebens rang – und wie der biblische Jack erst gegen Morgengrauen, ähnlich C. S. Lewis erst sehr spät im Morgengrauen seines beginnenden Christseins erkannte, wer sein Gegner war.



C. S. Lewis wehrte sich gegen die Wirksamkeit der Gnade Gottes in einem Zweifrontenkrieg. Ich verwende diese Metapher, weil Lewis nach und nach lernen musste, dass die wesenhafte Unerkennbarkeit Gottes von Menschen nur mythisch, metaphorisch in Sprache gefasst werden kann und Gott selbst in seiner Menschwerdung eine unüberbietbare Metapher (vgl. 281ff) Realität werden ließ. Im Vorfeld dieses Zweifrontenkrieges haben nordische Mythen, keltische Sagen und überhaupt ein Gestimmtsein für archaische Erzählungen, die mit Natur, Landschaften und Jahreszeiten innig verwoben sind, eine Erfahrung von Joy verursacht. Hierhin gehört auch die Begeisterung für die Musik Wagners (vgl. 47ff).

Die erste Front des Zweifrontenkrieges führte er gegen Sinn und Gefühl, wenn er nach und nach erfahren musste, wie die Gnade Gottes über Joy (vgl. 22ff) eindringen wollte und sich nicht als bloßes hiesiges Gefühl, Sinnenerlebnis, Freude, Ekstase, mystische Stimmung, pure Ästhetik oder nicht lokalisierbare Sehnsucht zeigte, sondern letztlich als ursprüngliche Freude und Glückseligkeit von woanders her (vgl. 78ff) kam. Die Lektüre Bergsons (102) verhalf ihm, die Erlebnisse von Joy als Imagination zu verstehen. Feinendegen zeigt, wie imaginative subjektive Annäherungen bestenfalls (!) nur in die Nähe des ersehnten Wirklichen führen, die eigentliche Sehnsucht letztlich aber nur von einer objektiven Gabe erfüllt werden kann: „Er bestand darauf, dass die Gottheit in dem Tempel zu erscheinen habe, den er für sie gebaut hatte, eben dies machte ihn aber blind für ihr Erscheinen an einem anderen Ort.“ (79) Er wollte unbedingt einziger Bestimmer seines Lebens und sogar im Bereich des Unbestimmbaren Bestimmer bleiben.

An der anderen Front kämpfte er mit scharfem Intellekt an der sich in seiner Jugend ab 1911 entwickelnden materialistischen Einstellung, von der er sich in Rückzugsgefechten auf die Positionen Realismus, absoluter und subjektiver Idealismus und bloß philosophischem Theismus und dann vom „Spirit“ zu Gott zurückziehen muss, wobei er letztere Position noch verzweifelt gegen ein christliches Gottesbild verteidigt und schließlich vor der Erkenntnis kapitulieren muss, dass Gott in dem Mann aus Nazareth Mensch geworden ist (vgl. dazu das Fazit von 244ff). Feinendegen zitiert dazu eine längere Passage aus „Myth Became Fact“: „Das Herz des Christentums ist ein Mythos, der zugleich ein Faktum ist. Der alte Mythos vom sterbenden Gott steigt herab vom Himmel der Legende und der Imagination auf die Erde der Geschichte, ohne dabei aufzuhören, ein Mythos zu sein. Er ereignet sich – zu einem bestimmten Zeitpunkt, an einem bestimmten Ort, mit bestimmbareren historischen Folgen. Wir schreiten fort von einem Balder oder Osiris, von denen niemand weiß, wann und wo sie gestorben sind, zu einer historischen Person, die unter Pontius Pilatus gekreuzigt wurde [...]. Indem er zum Faktum wird, hört er nicht auf ein Mythos zu sein: das ist das Wunder.“ (281)

So weit die Bewegung vom Abstrakten zum Konkreten (280). Am Ende wurde aus einer „abstrakte[n] Pflicht ein moralisches Gesetz [...] zum Gehorsam einer konkreten Person gegenüber“ (252). Denn nur so konnten Imagination, ethischer Impuls und Lehre in einer Einheit gedacht und gelebt werden. Nicht ohne Grund erwähnt Lewis in dieser Bekehrungsgeschichte selbst den großen Gnadentheologen Augustinus an entscheidender Stelle seiner Bekehrung (vgl. 255).

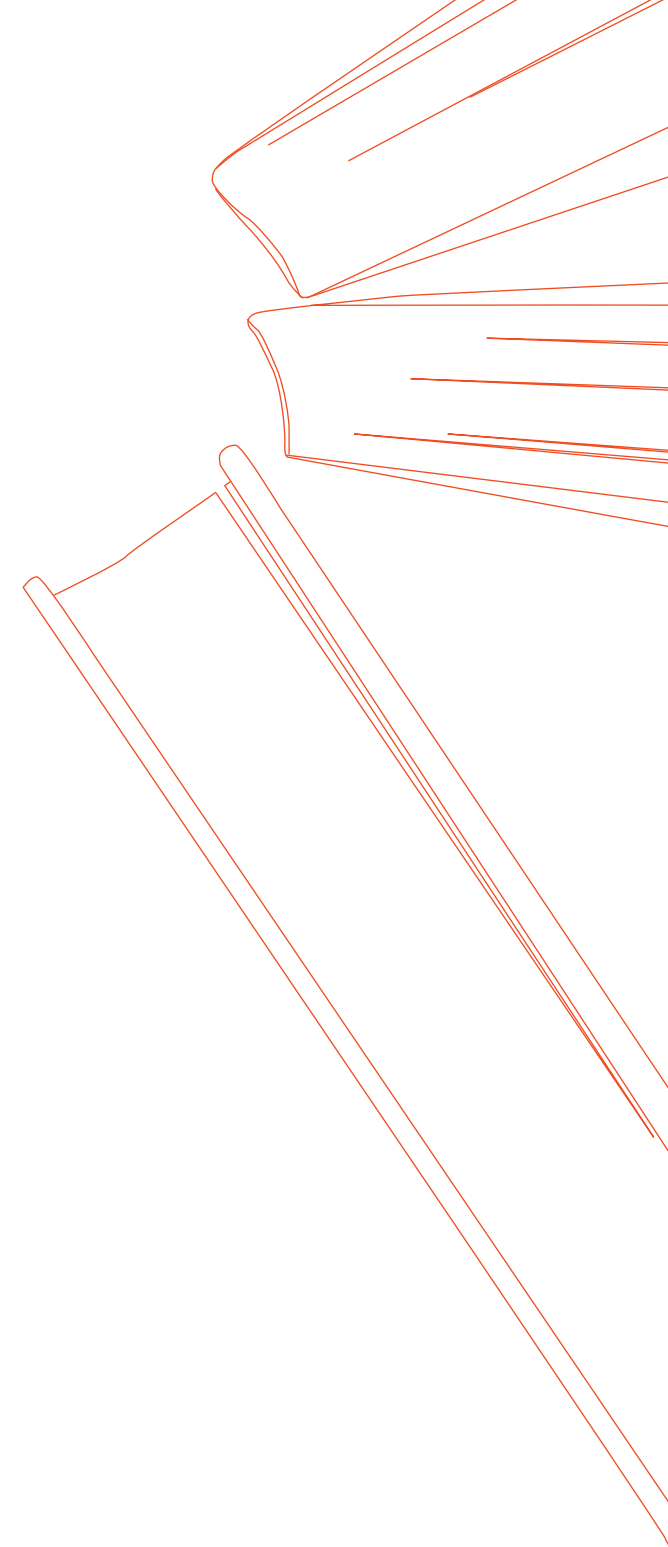
Dabei hat alles scheinbar harmlos, schon in seiner Kindheit, mit einer Erfahrung von Joy begonnen. Als Kind – ganz offensichtlich hochsensibel – war ein „Spielzeuggarten im Kinderzimmer“ (22) auslösendes Moment. Einerseits erlebte er eine übergroße Freude und andererseits war Joy auch vom Verschwinden derselben als Erfahrung charakterisiert. In SbJ beschreibt er im Nachhinein Joy „...als eine Sehnsucht nach einer Sehnsucht ...“ (23). In seinen autobiographischen Aufzeichnungen dekliniert er Joy in allen Phasen seines Erlebens und Denkens durch, bis er – Norbert Feinendegen hat das im Titel seiner Bekehrungsgeschichte festgehalten – zu Gott fand: Lewis wird „Überrascht von Gott“ und Joy als sensual/emotional/rationaler irdischer Platzhalter entschleiert (142). Joy wird schließlich nach einer anspruchsvollen begrifflichen Durchdeklination zu dem, was mit Thomas von Aquin gesprochen, „alle Gott nennen“.

Lewis selbst sieht sich und Gott als Gegner wie in einem Schachspiel (152ff u. ö.), das er schließlich nach vier Schachzügen (196ff) mit einem Schachmatt (247ff) gegen Gott verliert. In mehreren autobiographischen Bemerkungen wurde der schon als kleiner Junge von Joy Überraschte im Alter von 33 Jahren schließlich von Gott überrascht, wobei er Joy zuerst gar nicht mit Gott assoziierte (78). Das alles liest sich bei Feinendegen von Kapitel zu Kapitel wie ein Fortsetzungskrimi. Entscheidende Momente hält Lewis selbst fest: Auf dem Oberdeck eines Linienbusses 1926 „wurde ihm klar, dass er etwas in sich zurückhielt oder aus seinem Leben ausschloss“ (205). Er hatte das Gefühl, sich öffnen zu müssen, die absolute Souveränität über sich selbst aufgeben zu müssen. Das fühlte sich an, „als würde er beginnen wie ein Schneemann zu schmelzen (205). Der 4. Schachzug Gottes wird wirksam: Aus dem unpersönlichen absoluten Idealismus schält sich ein persönlicher werdender subjektiver Idealismus heraus, wobei bloß Spirit personale Form annimmt, ohne schon für uns ein Du zu werden (245). Wir selber – unser Denken und Handeln – sind aber immer noch Vollzüge Spirits, vergleichbar der Figur Hamlets im Werk von Shakespeare (212). Dieser Prozess dauert 4 Jahre lang, an dessen Ende er zum Theisten wird. Zum Christen wird er „auf einem Motorrad“ (288) überrascht. Jetzt ist er endgültig „schachmatt“ (247ff). Er hat die Partie gegen Gott verloren: Gott ist tatsächlich Mensch geworden. Ein Mythos wird historische Tatsache. Imagination und scharfer Intellekt, in den Worten Feinendegens, die Einordnung seiner imaginativen „Erlebnisse in seine theoretische Weltsicht“ (89) ist gelungen, der Zweifrontenkrieg beendet. Die imaginativen nordischen Mythen waren bloß Metaphern, die Menschen sozusagen gegen den Himmel schleudern, aber im Christentum ist aus diesem – wenn auch nicht nordischen Himmel – Gott Mensch geworden. Und er hat den Mythos

zum Logos werden lassen, sodass Gott Mythos und Metapher verwendet (vgl. 283) hat, um real Mensch zu werden.

C. S. Lewis scheint nach dieser verlorenen Schachpartie nicht unglücklich geworden zu sein. Er hat jedenfalls keine Revanche gefordert. Aber gleich zwei autobiographische Überlegungen assoziiert er mit Joy: „Early pros Joy“ (1930/31 verfasst) und „Surprised by Joy“ (1955). Feinendegen bringt es dann auf den Punkt: „Jack“ wird nach langem Kampf – im Morgengrauen seines Ringens – endgültig „Überrascht von Gott“.

Helmut Müller



✕ ANDERE RELIGIONEN / WELTANSCHAUUNGEN

Robert N. Bellah

Der Ursprung der Religion

Vom Paläolithikum bis zur Achsenzeit

**Herausgegeben und mit einer Einführung
von Hans Joas**

Aus dem Englischen von Christine Pries

Freiburg: Herder Verlag. Neuauflage 2021

878 Seiten

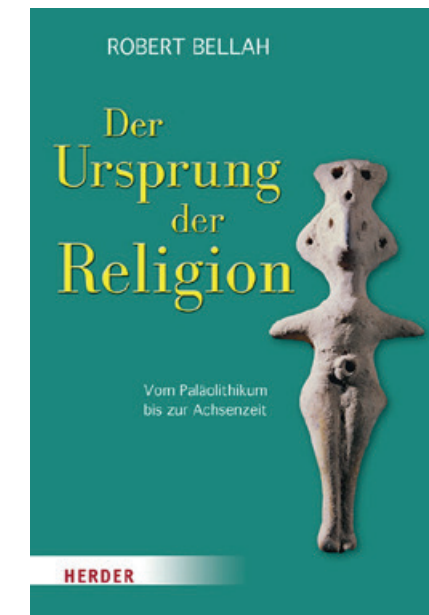
50,00 €

ISBN 978-3-451-39072-2

Das Buch beginnt mit Hans Joas' vorzüglicher Einleitung in die Biografie und das Denken im Themenkreis einer „Globalgeschichte der Religion“ (XIX) des bekannten Religionssoziologen Robert Bellah. Dann kommt der Autor selbst zu Wort. Bellah bezieht sich in seiner differenzierten Erarbeitung des begrifflichen Instrumentariums seiner Darstellung der Religiosität der „Achsenzeit“ (1. Jahrtausend vor Christus) immer wieder auf andere Autoren, deren Bedeutung für sein Denken er würdigt. Wenn ich im Folgenden seine grundlegenden Denkfiguren skizziere, dann verzichte ich der Übersichtlichkeit willen außer bei Zitaten auf Namensnennungen.

Bellah geht im ersten Schritt von der Voraussetzung aus, dass am Beginn der Religion die Erzeugung von dauerhaft wirkenden „Stimmungslagen und Motivationen“ (9) steht, die in „Bezug auf die Vorstellung einer allgemeinen Seinsordnung Sinn ergeben“ (9). Die Bezugnahme auf Götter oder einen Gott ist dieser grundlegenden Bestimmung untergeordnet. Entsprechend ist die Religion ein herausragendes Feld für Symbolik, die im Ritual ihre wesentliche Form findet. Im Ritual wird die imaginierte Seinsordnung als direkt wirksam wahrgenommen.

Ein anderer Aspekt in der Betrachtung von Religion bezieht sich auf ihren Gemeinschaftscharakter. Das Heilige verbindet alle Anhänger einer Religion zu einer „moralischen Gemeinschaft“ (24). Innerhalb einer solchen Gemeinschaft gibt es einerseits die von „praktischem beziehungsweise pragmatischem Interesse“ (25) bestimmte selbstverständliche „Alltagswelt“ (25). In ihr geht es – mehr unthematisch



als thematisch – um die Bewältigung der radikalen menschlichen Endlichkeit. Und auf der anderen Seite gibt es – „weil niemand es aushält, ohne Unterbrechung in ihr zu leben“ (27) – Kunst und – neuzeitlich gesprochen – moderne Wissenschaft. Sie stellen diese Alltagswelt der Selbstverständlichkeiten in den Bereich der Unselbstverständlichkeit. Die größte Infragestellung geschieht allerdings durch die Religion. Im religiösen Erlebnis verschmelzen Zeit und Raum und Ich und Welt in „Erfahrungen der Partizipation, der Richtigkeit der Dinge und des Wohlergehens“ (31). Im sich selbst vollziehenden Subjekt „überlappen()“ (33) sich Wirklichkeiten und finden ihren Ausdruck im „Symbol“ (33), das sich in den in unterschiedlichsten Gestalten im Subjekt Präsenz verschafft. Kunst, Musik und begriffliche Reflexion können diese Symbole in eine gewisse Allgemeinheit heben.

Ungewohnt für die gängigen ‚Trampelpfade‘ religionsphilosophischen Denkens ist dann die Bezugnahme Bellahs auf eine phylogenetische „Tiefenhistorie der Religion“ (81). Ein wichtiger Aspekt zu den Voraussetzungen einer derartigen Art von ‚Geschichtsschreibung‘, sozusagen das „Metanarrativ“ (82), ist es, ein Bewusstsein von der auch vorhandenen Narrativität in der eigenen Theoriebildung zu haben. Entsprechend leitet Bellah seine Darstellung ‚der‘ Religion(en) der Achsenzeit (Israel, Griechenland, China, Indien) mit einem Blick auf die Ursprünge unseres Universums, also der „Big-bang-Kosmologie“ (89), ein.

Über eine Skizze zu den Bedingungen von frühem Leben auf unserem Planeten („anthropisches Prinzip“, 97) gelangt er dann zum „Zeitalter der Menschheit“ (bzw. „Zeitalter der Säugetiere“, 100). Eine wichtige Rolle für den Übergang vom Tier zum Menschen spielt die beiden gegebene Fähigkeit zu spielen. Zu den wesentlichen Elementen, die ein Verhalten zu einem Spiel machen, gehören nach Bellah eine „Einschränkung der unmittelbaren Funktionalität“, eine „Endogene Komponente“, eine „Strukturelle oder zeitliche Differenz“, ein „Wiederholter Vollzug“ und ein „Zwangloses Umfeld“ (124). Aus dieser dem Tierreich entstammenden Anlage erwächst die menschliche Möglichkeit, Spielregeln aufzustellen bzw. zu befolgen, die keine unmittelbaren innerweltlichen Zwecke verfolgen – so entstehen religiöse Rituale. Die „archaische Gemeinschaft“ (Huizinga, 149), die ihren Anfang in einer „mimetischen“ (188) Kultur hat, tradiert seit ungefähr 2 Millionen Jahren elementare Fertigkeiten (etwa die Herstellung elementarer Steinwerkzeuge) durch elementarsprachliche „Ganzkörperbewegungen“ (189). Im Laufe der Jahrtausende können größere Stammesformen entstehen und mit ihnen das Grundmuster einer „mythische(n) Kultur“ (206), in der das rituelle Spiel mit Ganzkörperbewegungen zu einer verbindlichen Ausgestaltung eines Zuganges zu den „mächtigen Wesen“ (208) und den Ahnen wird. Der Schamanismus entsteht. Ein „Schamane (ist) eine Einzelperson, die ein mächtiges Wesen aufsucht oder von ihm aufgesucht wird und durch diese direkte Erfahrung normalerweise zu Heilungszwecken Zugang zu einem Teil der Kräfte dieses Wesens erlangt“ (240). Schrittweise bildet

sich eine immer differenziertere Sprache. Die mythische Kultur und damit auch die Stammeskultur endet mit dem Auftreten der archaischen Religion, in der ein zwischen den Göttern und den Menschen vermittelndes, beiden ‚Reichen‘ zugehöriges Gottkönigtum wesentlich wird.

Im Folgenden expliziert Bellah dann den Grundgedanken, dass in der „Achsenzeit“ des ersten Jahrtausends vor Christus das Gottkönigtum relativiert wird. Universalistische Tendenzen der Ethik, Entmythologisierung der Religion und Relativierung der Bedeutung von Ritualen, die ja ihren Ursprung im vorsprachlichen Spiel haben, sind die Folgen. Bellah stellt dies anhand von Israel, Griechenland, China und Indien dar.

Am Ende seines Buches macht Bellah auf einen Gedanken aufmerksam, der in dunklen Phasen unserer Zeitgeschichte tröstlich sein kann. „So groß die Hauptfiguren der Achsenzeit auch gewesen sind und so universalistisch ihre Ethik der Tendenz nach war, dürfen wir nicht vergessen, dass sie alle ihre eigene Lehre als einzige oder höchste Wahrheit betrachtet haben ...“ (829) Im zwanzigsten Jahrhundert sei erstmals eine Perspektive aufgetreten, gemäß der „alle Religionen aus sich selbst heraus zu verstehen und wertzuschätzen“ (830) seien – doch von einer allgemeinen Akzeptanz dieser Voraussetzung seien wir natürlich noch weit entfernt. Das umfängliche Werk ist der aktuell wesentliche Beitrag zu einem Gesamtblick auf das Phänomen der Religion einerseits (der erste Teil) und andererseits ein wohlinformierter Zugang zu den Religionen der Achsenzeit (zweiter Teil). Ich habe lange nicht mehr so viel von einem Buch gelernt.

Linus Hauser

Abdel-Hakim Ourghi
Die Juden im Koran
Ein Zerrbild mit fatalen Folgen

München: Claudius Verlag. 2023
261 Seiten
26,00 €
ISBN 978-532-62888-1

Antisemitismus ist weltweit und in der deutschen Gesellschaft ein Problem, das in den letzten Jahren sich noch verstärkt hat. Gerade im Zuge der Coronapandemie sind wieder Verschwörungstheorien en vogue geworden, die ganz klar antisemitisch konnotiert sind. Aber auch der Antisemitismus von Menschen mit Migrationsbezug aus muslimischen Sozialisationskontexten ist in den letzten Jahren in den Fokus der öffentlichen Wahrnehmung gerückt. Der Freiburger islamische Theologe Abdel-Hakim Ourghi hat sich nun mit seinem Buch „Der Koran und die Juden – Ein Zerrbild mit fatalen Folgen“ der Aufgabe gestellt, die theologischen Wurzeln und Grundlagen des muslimisch geprägten Antisemitismus herauszuarbeiten.

Der Ausgangspunkt seines Buches ist die eigene Biografie. In der Einführung erzählt Ourghi von seiner Sozialisation in Algerien, die sowohl staatlicherseits wie auch religiös von Freund-Feind-Unterscheidungen geprägt war. Das Judentum galt dabei durchaus im Sinne von Carl Schmitt als fast metaphysischer Gegenpart zum Islam. Als er dann zum Studium nach Deutschland kam und sich mit der Shoah beschäftigte, änderte sich seine durch Erziehung erworbene Haltung zum Judentum. Zugleich wurde die Auseinandersetzung mit dem Holocaust zum Anstoß, sich im Rekurs auf den Koran und seinen Aussagen zu den Juden theologisch mit dem Thema zu befassen.



In insgesamt 11 Kapiteln zeigt Ourghi dann auf, wie in der muslimischen Gemeinschaft heute eine Erinnerungskultur gestiftet wurde, die einen Mythos von einem friedlichen und toleranten Islam pflegt, der wertschätzend mit Menschen anderen Glaubens umgeht. Dafür wird Andalusien als zentrales Paradigma herangezogen, wo unter muslimischer Herrschaft Juden, Christen und Muslime in Eintracht miteinander gelebt und geforscht haben. Ourghi kritisiert im Rekurs auf Jan Assmann diese Erinnerungskultur, weil sie als „Gegenerinnerung“ (Assmann) viele negative Aspekte unterdrückt sowie die schon immer bestehende Ablehnung von Juden nicht wahrhaben will. Der Kern des Problems, so der islamische Theologe, liegt letztendlich im Koran selbst, der gerade in den Suren, die in Medina geoffenbart wurden, ein äußerst negatives Bild des Judentums überliefert. Weil der Koran die wahre Offenbarung Gottes an die Menschen sei, müssen Muslime diese Aussagen wörtlich nehmen.

Ourghi unterstreicht seine These in einer ausführlichen Darstellung der Passagen im Koran, die sich negativ über Juden äußern. Erkenntnisleitend ist dabei seine schon in vorherigen Publikationen dargestellte Unterscheidung zwischen einem ethischen und politisch-juristischen Koran. Dabei nimmt er einen Bruch im Koran selbst wahr, weil die Suren, die in Mekka geoffenbart wurden (ethischer Koran) und für ihn Offenbarungsqualität haben, und die Suren, die Mohammad in Medina empfangen hat (politisch-juristischer Koran), von ihren Zielrichtungen nicht kompatibel sind. Ourghi ist der Auffassung, dass die mekkanischen Suren vor allem spirituelle Qualität haben, die Muhammad als Propheten und damit als Überbringer des göttlichen Wortes in den Mittelpunkt stellen. In den medinensischen Suren dagegen wird eine staatliche Ordnung unter der Führung Muhammads propagiert, die einen Superioritätsanspruch gegenüber allen anderen Gesellschaften erhebt. Da die Juden nach Auffassung Ourghis diesen Anspruch ablehnen, werden sie fast ausschließlich in den medinensischen Suren negativ dargestellt.

Der muslimische Theologe führt seine Thesen in den folgenden Kapiteln weiter aus, indem er in einer historischen Perspektive auf Judenverfolgungen und Ausgrenzungen verweist, die nach dem Tod Muhammads in der islamischen Geschichte stattfanden. Am Schluss seines Buches plädiert er zum einen dafür, dass sich die muslimische Gemeinschaft mit den judenfeindlichen Aussagen des politisch-juristischen Korans intensiv auseinandersetzt. Zum anderen verweist er darauf, dass er seit 2022 mit seinen Studierenden nach Israel fährt, damit sie in den Austausch mit Jüdinnen und Juden kommen und auf diese Weise ihre Vorbehalte abbauen.

Die Frage, ob der Antisemitismus, der von Muslimen ausgeht, eine theologische Grundlage hat, ist erst einmal ein legitimes Ansinnen. Mit ihr haben sich ja auch Walter Homolka und Mouhanad Khorchide in ihrem Buch „Umdenken! Wie Islam und Judentum unsere Gesellschaft besser machen“ auseinandergesetzt. Leider sind die Antworten, die das Buch von Abdel-Hakim Ourghi auf diese Frage gibt, nur sehr eingeschränkt nachvollziehbar. Wie schon Ednan Aslan in seinem Aufsatz „Die Juden des Korans“ (Zeitschrift für Religionspädagogik, 18. Jahrgang, Heft 1) aufgezeigt hat, geht es im Koran gar nicht um die Juden und das Judentum allgemein. Es geht vielmehr um Erfahrungen, die Muhammad mit den Juden und den jüdischen Stämmen gemacht hat, mit denen er zu tun hatte. Diese Erfahrungen sind durchaus ambivalent, von daher sind die Aussagen im Koran auch widersprüchlich, von sehr wertschätzend bis ablehnend, und müssen aus dem jeweiligen Kontext erschlossen werden. Sie können deshalb nicht als generelle Ablehnung des Judentums verstanden werden. Indem Ourghi aber genau darauf abzielt und keine kontextuelle Hermeneutik entwickelt, gibt er letztendlich denjenigen Muslimen recht, die die ablehnenden Aussagen kontextlos aufgreifen und als generellen Antijudaismus deuten, der göttlich legitimiert ist. Für seinen Ansatz, dass der Koran selbst schon antijüdisch ist, zitiert er zum Teil Literatur, die von Autoren verfasst sind, die der Verschwörungsszene angehören, bei AfD-Veranstaltungen auftreten oder wenig Resonanz in der Fachwelt haben.

Weiterhin ist seine erkenntnisleitende Unterscheidung von einem Bruch im Koran selbst, der sich darin zeigt, dass die mekkanischen Suren göttliche Offenbarungsqualität haben (ethischer Koran), weil sie spiritueller Natur sind, und die medinensischen profaner Natur sind (politisch-juristischer Koran), weil sie Muhammads Vorrangstellung als Staatslenker untermauern, in der Forschung hochumstritten. Allein die Zuordnung von Suren, die in Mekka und in Medina geoffenbart wurden, wird im wissenschaftlichen Diskurs immer noch kontrovers diskutiert. Weiterhin wird in der Forschung weitgehend Ourghis These abgelehnt, dass es einen göttlich inspirierten Teil des Korans gibt (Mekka), der andere Teil aber rein menschlich sei (Medina) und von daher nicht zum Offenbarungsgut gehöre.

Schließlich hat Michael Kiefer in der Frankfurter Rundschau vom 6. Januar 2019 darauf hingewiesen, dass Ourghis Thesen zum muslimischen Antisemitismus historisch oft nicht haltbar sind. Antisemitismus im muslimischen Kontext rekurriert vor allem auf Dokumente und Schriften, die in Europa entstanden sind. Ebenfalls stört sich Kiefer an den pauschalisierenden und essentialistischen Aussagen Ourghis über „die Muslime“. Der islamische Theologe weigert sich im Endeffekt, die Heterogenität innerhalb des Islam wahrzunehmen und den damit verbundenen unterschiedlichen Blick auf Menschen jüdischen Glaubens. Letztlich, indem er auf seine eigene Biografie rekurriert, setzt er sich Pars pro toto.

Weiterhin verschweigt Ourghi, dass es neben seinen Aktivitäten schon seit längerer Zeit Gruppierungen und Einzelpersonen gibt, die den Antisemitismus im muslimischen Kontext aufgreifen und bearbeiten. So hat z.B. die Kreuzberger Initiative gegen Antisemitismus dafür die Buber-Rosenzweig-Medaille bekommen. Aber auch Vereine, wie z.B. Begegnen e.V., oder der Pädagoge Burak Yilmaz sind seit einigen Jahren erfolgreich unterwegs und bringen durch Fahrten und Projekte junge Muslime und Juden zusammen.

Zum Schluss noch eine kritische Bemerkung dem Verlag gegenüber: Ein gutes Lektorat hätte das Buch straffen können, indem es die vielen redundanten Aussagen gestrichen hätte.

Detlef Schneider-Stengel

Frank van der Velden

Narrative religiöser Diversität aus dem Nahen Osten und Nordafrika

Eine Arbeitshilfe für die pädagogische Praxis

Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht unipress. 2023

186 Seiten m. Abb.

Das Buch steht zum kostenfreien Download (open access) zur

Verfügung: [https://www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com/](https://www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com/themen-entdecken/literatur-sprach-und-kulturwissenschaften/interdisziplinaere-geistesw/57544/narrative-religioeser-diversita-et-aus-dem-nahen-osten-und-nordafrika)

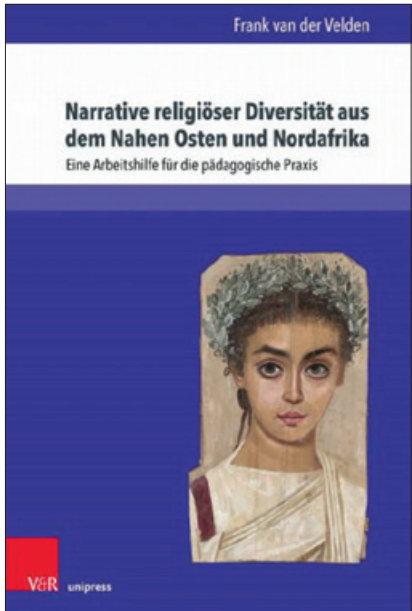
[themen-entdecken/literatur-sprach-und-kulturwissenschaften/](https://www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com/themen-entdecken/literatur-sprach-und-kulturwissenschaften/interdisziplinaere-geistesw/57544/narrative-religioeser-diversita-et-aus-dem-nahen-osten-und-nordafrika)

[interdisziplinaere-geistesw/57544/narrative-religioeser-diversita-](https://www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com/themen-entdecken/literatur-sprach-und-kulturwissenschaften/interdisziplinaere-geistesw/57544/narrative-religioeser-diversita-et-aus-dem-nahen-osten-und-nordafrika)

[et-aus-dem-nahen-osten-und-nordafrika](https://www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com/themen-entdecken/literatur-sprach-und-kulturwissenschaften/interdisziplinaere-geistesw/57544/narrative-religioeser-diversita-et-aus-dem-nahen-osten-und-nordafrika)

ISBN 978-3-7370-1444-1

Der Begriff „Narrativ“ hat Konjunktur. Die Suche über Google findet ihn in über 600 aktuellen Nachrichten. Zu den Narrativen gehören die Selbsterzählungen, durch die ein Kollektiv ein Bild von sich selbst entwirft. Frank van der Velden übernimmt von dem amerikanischen Historiker Hayden White (1928-2018) den Begriff des „Chronotope“, den der russische Literaturwissenschaftler Michail Bachtin (1895-1975) in die Erzähltheorie eingeführt hat, um zum Ausdruck zu bringen, dass in einer Erzählung Ort und Zeit nicht unabhängige, objektive Kategorien sind, sondern die Zeit durch den Raum gegliedert und der Raum durch die Zeit mit Sinn erfüllt wird. Wie durch Rückprojektion die Selbsteinordnung eines Kollektivs in Form einer Vorgeschichte zum Ausdruck kommt, kann anhand des „Chronotope“ der Deutschen im ausgehenden 19. Jahrhundert exemplifiziert werden, von dem zum Beispiel das Denkmal am Kyffhäuser und das Hermannsdenkmal bei Detmold zeugen. Narrative stellen der erlebten Zeit eine erzählte Zeit gegenüber und das führt zu einer Spannung, die gesellschaftliche Aushandlungsprozesse fördern kann. Vergisst der Erzähler allerdings, dass er erzählt, kollabiert die konstruktive Spannung, Vorstellungen über das eigene „Wesen“ und das der anderen schließen aus. Die Monumente der deutschen Einheit richteten sich in den Augen der Rechten gegen die „inneren Feinde“, und dabei dachte man an Sozialdemokraten und Juden.



Frank van der Velden thematisiert in diesem Buch das Chronotope der aus dem Osmanischen Reich hervorgegangenen arabischsprachigen Staaten, das in sieben verbreiteten Narrativen exemplarisch entfaltet wird. In diesen Staaten kommt es allerdings zur erbitterten Auseinandersetzung um die Deutungshoheit zwischen einer staatstragenden und einer extremistischen Selbsterzählung, an der die typologische Unterscheidung zwischen ambiguitätsoffenen Narrativen und radikalen Alternativen durchgeführt werden kann. Dem dient die kritische Dekonstruktion der Narrative, in der sowohl auf die historischen Umstände der erzählten Zeit als auch auf die Entstehungsbedingungen der Erzählung selbst eingegangen wird. Zur „Arbeitshilfe“ wird das Buch durch „Didaktisierung“, die Auswahl geeigneter Medien und Herangehensweisen, um die Arbeit an den Narrativen im Unterricht mit Schülerinnen und Schülern der Oberstufe leisten zu können. Am Beispiel des Narrativs der „Landschaften Andalusiens“ fasse ich exemplarisch zusammen, wie van der Velden das macht.

Wer sich mit Scholastik befasst hat, kennt die Namen Averroes und Maimonides, ein muslimischer und ein jüdischer Gelehrter, denen Europa die Kenntnis großer Teile der griechischen Philosophie verdankt, und man hat schon mal davon gehört, dass Al Andalus, Spanien unter muslimischer Herrschaft, eine Landschaft des friedlichen Kulturaustausches gewesen sei. Es überrascht, dass dieses Narrativ unter deutschen Juden im 19. Jahrhundert entstanden ist, die so ihrer von Diskriminierung gekennzeichneten Situation im Kaiserreich ein positives Gegenbild gegenüberstellen wollten. Im Rahmen des arabischen Chronotope wird das Narrativ zum Beispiel in Ägypten wichtig, um der osmanischen und kolonialen Vorgeschichte ein Bild der nationalen Einheit unabhängig von der Religionszugehörigkeit entgegenzusetzen. Der Verfasser verlinkt einen Film aus der Reihe „Planet Schule“, der die historischen Verhältnisse in Al Andalus dokumentiert. Ebenfalls verlinkt ist der ägyptische Autorenfilm „Dare to dream“ (2020), in dem eine Ägypterin jüdischen Glaubens ihren Traum artikuliert, am Leben in Ägypten gleichberechtigt teilnehmen zu können. Damit die Lernenden den sechsminütigen arabischsprachigen Film nachvollziehen können, bietet das Buch eine deutsche Übersetzung. Mit geeigneten (Selbst-) Beobachtungsaufgaben leitet van der Velden dazu an, Diskriminierungserfahrungen wahrzunehmen und Konzepte einer diskriminierungsfreien Gesellschaft zu entwerfen und zu diskutieren.

Von der Lektüre des Buches war ich fasziniert, weil es unscharfe und sporadische Kenntnisse der arabischen Welt durch präzise Analysen erweitert hat. Ob das Buch als Arbeitshilfe für den Unterricht eingesetzt wird, entscheidet sich daran, auf welchem Niveau über das friedliche Zusammenleben der Religionen in einer pluralen Gesellschaft diskutiert werden soll und kann.

Karl Vörckel

Impressum

Autorinnen und Autoren

Belz, JProf. Dr. Martin / Osnabrück
Bill-Mrziglod, Dr. Michaela / Koblenz
Bonimeier, Dr. Manuel / Traunstein
Bowden, Dr. Andrew / Ingelheim
Eichhorn-Remmel, Dr. Friederike / Neuhof
Franz, Dr. Thomas / Würzburg / Berlin
Fuchs, Dr. Gotthard / Wiesbaden
Gerwing, Prof. Dr. Manfred / Monheim
Hauser, Prof. Dr. Linus / Emsdetten
Heidrich, Dr. Christian / Nußloch
Heil, Dr. Hanno / Runkel
Holschbach, Hubertus / Bad Homburg
Holzbeck, Dr. Thomas / Ingelheim
Huebenthal, Prof. Dr. Sandra / Passau / Frankfurt
Kaldewey, Rüdiger / Saarbrücken
Kern, Dr. Bruno / Mainz
Klinger, Dr. Bernhard / Passau
Körlings, Heribert / Herzogenrath
Krienke, Prof. Dr. Markus / Mailand
Lomp, Daniel / Koblenz
Menges, Maja / Limburg
Menges, Thomas / Limburg
Mensink, Dagmar / Frankfurt

Mertesacker, Dr. Jakob / Offenbach
Müller, Dr. Helmut / Vallendar
Müller-Fieberg, Dr. Rita / Bergisch Gladbach
Nagel, Günter / Giesen
Pappert, Claudia / Idstein
Paprotny, Dr. Thorsten / Hannover
Pfister, Dr. Michael / Münster
Reis, Dr. Marie-Luise / Lahnstein
Ring, Jochen / Bonn
Rösel, Dr. Christoph / Stuttgart
Schmitt, Dr. Olaf / Runkel
Schmiz, Dr. Gustav / Eppstein-Bremtal
Schneider-Stengel, Dr. Detlef / Essen
Scholz, Dr. Stefan / Frankfurt
Schüller, Dr. Alexander / Aachen
Schweitzer, Ivonne / Greifenstein
Schwindt, Prof. Dr. Rainer / Koblenz
Sommer, Dr. Hartmut / Bad Honnef
Steinfeld, Cornelia / Mülheim a. d. Ruhr
Tüpper, Rita Anna / Bonn
Vörckel, Dr. Karl / Grünberg
Zaborowski, Prof. Dr. Dr. Holger / Erfurt

EULENFISCH Literatur 2/2023

Herausgeber
Dr. Ralf Stammberger

Chefredakteur
Schulamtsdirektor i.K. Martin W. Ramb

Redaktion
Thomas Menges

Korrektorat
Alexandra Reißmann

Verlagsassistentz
Yvonne Wecker

Verlag
Verlag des Bischöflichen Ordinariats Limburg
Roßmarkt 4, 65549 Limburg
verlag@bistumlimburg.de

Gestaltung
Cornelia Steinfeld, www.steinfeld-vk.de

Redaktionsanschrift
Bischöfliches Ordinariat Limburg
Pastoral & Bildung
Roßmarkt 4, 65549 Limburg
Fon 06431-295-316
E-Mail eulenfisch@bistumlimburg.de

ISBN
978-3-944142-73-9

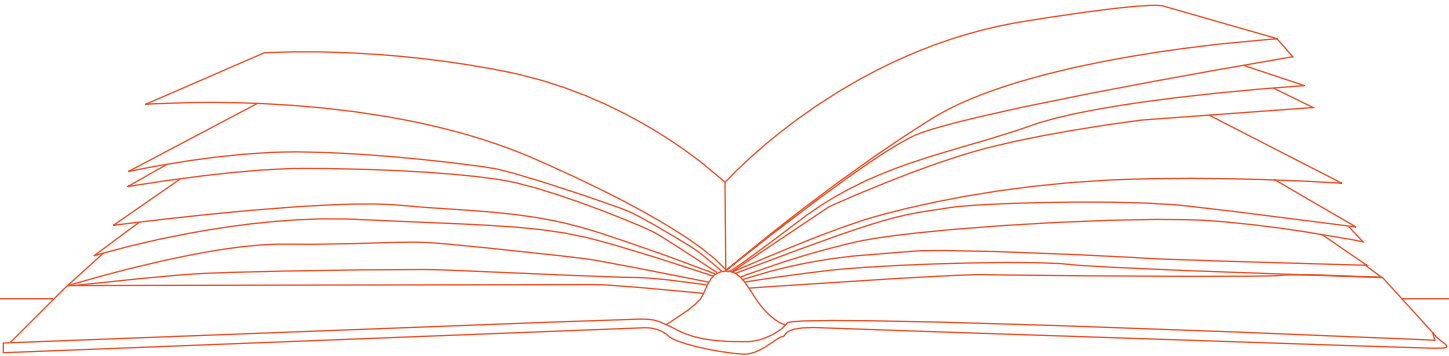
ISSN
2199-7020

Ausgabe 30 (2_2023) 16. Jahrgang
Eulenfisch Literatur erscheint halbjährlich als PDF
© Verlag des Bischöflichen Ordinariats,
Limburg/Lahn 2023



KATHOLISCHE
KIRCHE
BISTUM LIMBURG

Zu lesen unter
literatur.eulenfisch.de



Bistum Limburg



ISBN 978-3-944142-73-9